
Prämissen und Probleme der qualitativen Sozialforschung

2

Das Feld der qualitativen Sozialforschung spannt sich (in meinem Verständnis) im Wesentlichen entlang einer Reihe von theoretischen Prämissen auf (ausführlicher dazu Reichertz 2007a, 2007b). Einige davon, und die sollen hier von Interesse sein, beziehen sich auf den Gegenstandsbereich der Wissenschaften, die sich mit dem Menschen beschäftigen, also auf den Menschen selbst, auf sein ‚Subjektsein‘, auf die Art seines Handelns. Diese Bündel theoretischer Aussagen resultieren nicht aus empirischer Forschung, sondern liegen ihr zugrunde. Hier einige dieser Prämissen:

Es sind immer konkrete Menschen, die handeln. Stets nehmen konkrete, in die Geschichte und in die Gesellschaft eingebettete Menschen etwas wahr, bewerten es, messen ihm Sinn zu, ordnen sich dann (aufgrund der vorgenommenen Sinnzuschreibung) unter, lassen alles beim alten oder entscheiden sich dafür, etwas zu verändern bzw. Neues zu entwickeln. Bei einem Klassiker, nämlich Max Weber, liest sich das so:

„Handeln im Sinne sinnhaft verständlicher Orientierung des eigenen Verhaltens gibt es für uns stets nur als Verhalten von einer oder mehreren einzelnen Personen. [...] Für wiederum andere (z. B. juristische) Erkenntniszwecke kann es andererseits zweckmäßig und geradezu unvermeidlich sein: soziale Gebilde (‚Staat‘, ‚Genossenschaft‘, ‚Aktiengesellschaft‘, ‚Stiftung‘) genau so zu behandeln, wie Einzelindividuen [...]. Für die verstehende Deutung des Handelns durch die Soziologie sind dagegen diese Gebilde lediglich Abläufe und Zusammenhänge spezifischen Handelns einzelner Menschen, da diese allein für uns verständliche Träger von sinnhaft orientiertem Handeln sind.“ (Weber 1976: 6)

Auf dieses Handeln wirkt das Äußere – die Natur, die Sozialität – nicht direkt ein, sondern das Außen wird von der implizit deutenden Wahrnehmung und der

(bewussten oder routinierten) subjektiven Deutung des Handelnden²⁸ gebrochen. Das Äußere besitzt nur dann (einschränkende oder ermöglichende) Kraft und manchmal auch Macht über den Handelnden, wenn es durch ihn und damit für ihn Bedeutung erhalten hat. Jenseits dieses bedeutungsvollen Äußeren mag es weiteres geben, doch dieses interessiert die Wissenschaft vom Menschen erst, wenn es zu einem historisch anderen Zeitpunkt bedeutungsvoll geworden ist. Ziel der qualitativen Sozialforschung ist es, das Handeln der Menschen als Ausdruck von bedeutungsvollem Handeln zu verstehen und auch zu erklären.

Ein/e interpretative/r Sozialforscher/in muss dabei auch weiterhin, so denke ich, davon ausgehen, dass soziale Akteure nicht nur zwanghaft aufgrund äußerer Einflüsse handeln. Weder ‚latente Strukturen‘ noch ‚operierende Systeme‘, noch Diskurse, noch Praktiken beherrschen das Handeln des Menschen (siehe hierzu Keller/Knoblauch/Reichert 2013; Reichertz 2005 und 2009). Die theoretischen Prämissen der objektiven Hermeneutik, der Systemtheorie, des Poststrukturalismus, der Gehirnforschung und auch der Praxistheorie konnten den Gegenstand der interpretativen Sozialforschung, also den sinnhaft handelnden Menschen, nicht zum Verschwinden bringen (zur Praxistheorie siehe weiter unten ausführlich in Kap. 2.6.2). Dennoch muss auch die qualitative Sozialforschung sich den aktuellen Fragen stellen, die da lauten: Gehen die Handlungen von Menschen wirklich auf die Intentionen von Subjekten zurück – also auf deren sinnhaftes Handeln? Und was ist eigentlich gemeint, wenn von ‚Subjekten‘ gesprochen wird, oder wenn gesagt wird, Subjekte handelten ‚sinnhaft‘?

28 Zu der notwendigen Orientierung an dem subjektiven Sinn der Akteure schreibt Soeffner: „Wenn angesichts soziologischer Statistiken der Eindruck entsteht, es zählte nur das, was gezählt wurde, wenn die Menschen in Graphiken, Kurven und Schaubildern und in dem darauf aufbauenden politischen Handeln ihre individuellen Lebenslage, ihre Schicksale und ihre Interessen ebenso wenig wieder erkennen wie in den Theoriesprachen unseres Faches, entfremden wir uns von den konkreten gesellschaftlichen Lebenswelten: für die darin lebenden Menschen kann das Leid eines Einzelnen eine Tragödie sein. Wenn es uns nicht gelingt, – auch – dessen Perspektive zu vermitteln, ist unsere Darstellung des Elends von Millionen nur Statistik, eine weitere Graphik im Wirtschaftsteil. Für soziologische Arbeiten ist diese subjektorientierte Perspektivierung elementar. Aber auch sie ist nur eine von vielen. Und sie zielt weder auf die Forderung nach distanzloser Empathie noch auf Parteilichkeit.“ (Soeffner 2011: 148)

2.1 Über das implizite Menschenbild der qualitativen Sozialforschung

Bevor Wissenschaftler/innen Menschen oder besser: das Handeln von Menschen verstehen und erklären können, wissen sie in der Regel schon sehr viel über sie. Denn niemand kann bei null anfangen, also ohne Wissen über das, was untersucht werden soll. Und dieses Wissen stammt von anderen, die vor mir gelebt und geforscht und geschrieben haben oder die mit mir leben, forschen und schreiben.

Forschung ist also immer, auch wenn man alleine im Labor sitzt oder am Schreibtisch arbeitet oder mit dem Laptop recherchiert, Gemeinschaftsarbeit. Es ist gerade nicht so, dass ein/e einzelne/r Forscher/in ganz für sich alleine eine Forschung startet oder gar den Beginn einer Forschung schafft. Jede/r Forscher/in bildet, wie Merton (1983) nachdrücklich gezeigt hat, den vorläufig letzten Teil einer Kette von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen, die seit Generationen daran arbeiten, über die Welt gültiges Wissen zu erarbeiten. Wissenschaftler/innen stehen immer auf den ‚Schultern von Riesen‘, die ihre Größe einer über Jahrtausende währenden Entwicklung verdanken. Oder wie es Norbert Elias formuliert:

„Sie fangen nicht mit leerem Kopf an, greifen nicht wie ein Zauberkünstler gleichsam Hypothesen aus der Luft. Sie fangen auch nicht mit Einzelbeobachtungen an, um von ihnen allgemeine Gesetzmäßigkeiten zu ziehen. [...] Jeder Forscher beginnt seine Forschungsarbeit mit einer Fülle theoretischen, empirischen und praktischen Wissens, dass er oder sie von Andern gelernt hat. [...] Theoretisch und empirisch reich ausgestattet kann man viele Anregungen für wissenschaftliche Untersuchungen empfangen, wenn man die Augen offen hält für bisher unbekannte Zusammenhänge, für Einzelbeobachtungen. [...] So ausgestattet hat man auch eine größere Chance, die mögliche theoretische Relevanz des Unerwarteten zu erkennen. Es ist immer nützlich, bei der soziologischen Arbeit auf empirischer Ebene die theoretische Ebene im Auge zu behalten und umgekehrt bei der Arbeit auf theoretischer Ebene die empirische.“ (Elias 1985: 275)

Alle Forschung baut also auf Wissen um den Menschen auf, meist auch einem diesem Wissen impliziten Menschenbild. Dieses wird stillschweigend unterstellt und ist Ausgangspunkt der Forschung. Das gilt auch für die qualitative Sozialforschung. Auch wenn sich die qualitative Sozialforschung (wie oben ausgeführt) nicht auf einen Nenner bringen lässt, so lassen sich dennoch für das Feld der qualitativen Forschung gewisse Konturen eines impliziten Menschenbildes zeichnen, die mehr oder weniger bei den meisten Ansätzen vorzufinden sind. Wie immer fängt die Geschichte von den impliziten Menschenbildern bei dem Grundsätzlichen an:

Eine der ganz wenigen basalen Unterscheidungen im Wissensbestand der Gattung Mensch, die man fast überall antreffen kann, ist die Unterscheidung zwischen der

‚sozialen Welt‘ und der ‚natürlichen Welt‘. Zur ersten Welt zählen die Menschen all jene, von denen sie glauben, dass sie in wesentlichen Punkten so sind wie sie selbst (also andere Menschen und solche Wesen, von denen sie glauben, dass sie im Kern wie Menschen agieren, also Götter, Geister und manchmal auch Tiere oder Pflanzen). Zur anderen Welt gehören all jene, von denen sie glauben, dass sie in wesentlichen Punkten nicht so sind wie sie selbst, also Berge, Meere und das Wetter, meist auch Pflanzen und Tiere (siehe hierzu ausführlicher Berger/Luckmann 1969; auch Descola 2013).

Was auf dieser Welt der einen Gruppe oder der anderen Gruppe angehört, das ist jeweils das Ergebnis historischer Verständigungsprozesse – genauer: solcher Aushandlungsprozesse, die sich in historisch gewachsenen Formen, mit historisch relevanten Argumenten, validiert und gestützt von gesellschaftlicher Macht und immer mittels Kommunikation vollziehen (allgemein hierzu Berger/Luckmann 1969; Soeffner 2000).

Auch über das wesentliche Merkmal, aufgrund dessen etwas der einen oder der anderen Gruppe zugeordnet werden kann oder werden soll, wurde zu allen Zeiten verhandelt. Einig war und ist man sich lediglich darüber, dass die Möglichkeit und der Wille, den Lauf der Welt durch eigene Entscheidung und/oder bewusstes Handeln zu ändern oder doch zumindest zu dem Lauf der sozialen und natürlichen Welt Stellung zu nehmen, ein zentrales Kriterium sein soll. Die Entscheidung oder (wenn man nur ganz defensiv argumentieren will) die Stellungnahme selbst kann in dieser Weltsicht auf verschiedene mentale Operationen zurückgehen (die natürlich alle auf erworbenem Wissen basieren): entweder auf ‚rationales‘ Denken, bewährte Routinen, nicht-rationales Fühlen oder intuitive ‚Körperprozesse‘.

Das ‚rationale‘ Denken gilt meist als der Paradeball der Sozialwissenschaften und natürlich der qualitativen Sozialforschung: Hier fühlt sich ein Subjekt, ein Ich, als Entscheider/in, weil es selbst entscheidet, weil es will und sich in diesem Wollen sicher verspürt. Routinen werden häufig als unproblematische Varianten des ‚rationalen‘ Denkens angesehen (ein Argument, das gerne von Vertretern des Rational Choice-Ansatzes aufgegriffen wird): ‚Rationales‘ Denken, das sich bewährt hat, wird demnach aus arbeitsökonomischen Gründen ins Unterbewusstsein verlagert und bei Bedarf immer wieder (bewusstseinslos) hervorgerufen, könnte aber jeder Zeit gestoppt und revidiert werden – im Übrigen eine Einschätzung, die übersieht, dass ein Großteil der Routinen nicht den Weg vom Bewussten zum Unterbewussten gegangen sind.

Auch Emotionen nehmen ohne Zweifel Stellung zu dem Lauf der Welt, indem sie vor allem bewerten und auf Handeln drängen. Aber für die Sozialwissenschaften sind sie weitgehend terra incognita, was dazu geführt hat, dass ihre Bedeutung massiv unterschätzt wird. Insofern ist die qualitative Sozialforschung durch eine starke

Betonung des Kognitiven geprägt. Noch schwieriger ist der Begriff der ‚intuitiven Körperprozesse‘ zu fassen – also solche Prozesse des Handelns, Kommunizierens und Deutens (besonders gut sichtbar bei weiten Teilen der nonverbalen Kommunikation), die völlig ohne unser Wissen stattfinden und somit nicht unter unserer Kontrolle sind. Auch sind hier die oft und verlässlich beschriebenen Prozesse gemeint, die spontan und ebenfalls ohne bewusste Kontrolle zur Findung neuer Erkenntnisse führen.

Sehr gebräuchliche Begriffe für diese Instanz der aufgrund von Kognition, Routinen, Emotionen und Körperprozessen ‚handelnden Stellungnahme‘ (= Entscheidung) sind ‚Seele‘ (auch ‚Psyche‘) oder auch ‚Ich‘ (auch: das Selbst, das Ego oder die Identität). Über die Substantialität und die Qualitäten dieser Instanz rätselt man (trotz alltagsweltlicher Gewissheit, dass sie existiert und was sie ist) schon seit Jahrhunderten – nicht nur in den durch die europäische Philosophie beeinflussten Regionen, aber hier besonders intensiv. Das hat gewiss auch mit der westlichen Wissens- und Wissenschaftsgeschichte, und hier vor allem mit der Religions- und Philosophiegeschichte zu tun, ist doch diese Instanz der handelnden Stellungnahme Gegenstand und Zielpunkt all dieser Wissensgebiete. Wer oder was ist das, das denkt, das fühlt, das Entscheidungen trifft? Wer spricht, wer kommuniziert? Was ist das, was einen anderen liebt und noch ärger die Frage: Was ist das eigentlich, das vom anderen geliebt wird?

Zurzeit ist die Diskussion über diese Instanz, deren Sitz im Laufe der Geschichte im Inneren des menschlichen Körpers, wenn auch in unterschiedlichen Regionen (Gehirn, Herz, Magen etc.), vermutet wurde und wird, einmal wieder in einer heißen Phase. Einig ist man sich – zumindest in der wissenssoziologisch informierten Diskussion, dass die Vorstellungen über diese Instanz selbst sozialen Ursprungs sind und damit abhängig von Zeit und Kultur variieren. Dies zeigt auch ein Blick in die Historie dieser Vorstellung:

Erst das Zerschlagen einer festen Gesellschaftsordnung und die Erfahrungen mit der Macht des Einzelnen in der abwechslungsreichen Geschichte der italienischen Städte des 15. Jahrhunderts (Renaissance), die Wiederentdeckung der alten Schriften und Kulturen durch Kaufleute und die europäischen Humanisten, die Aufklärung und der von ihr proklamierte Tod Gottes führten im Europa des 18. Jahrhunderts zur Geburt einer Vorstellung, die, nachdem sie etwa drei Jahrhunderte dominant war, auch heute noch, wenn auch nicht mehr konkurrenzlos, die sozialwissenschaftlichen Ideen von der Besonderheit der Instanz der handelnden Stellungnahme beeinflusst. Gemeint ist die wesentlich von Descartes in die Welt gebrachte Vorstellung eines im Inneren des Menschen (vornehmlich im Kopf oder Gehirn) platzierten ‚Ich‘, das als einheitliche, unteilbare, lebendige, geistige Substanz den Kern des Menschen bildet. Dieser Kern ist (so die heute noch gängige Vorstel-

lung) bereits mit der Geburt vorhanden, entfaltet sich Laufe der Ontogenese (bei manchen Theoretikern nach einem biologisch vorgegebenen Reifungsprogramm), bleibt aber im Kern mit sich selbst identisch. Diese geistige Substanz ist der wirkliche Herr über den Körper, sie ist sogar in der Lage, gegen den Körper und seine Gefühle zu entscheiden. Dieses Ich ist das Zentrum des Menschen, sein eigentliches ‚Wesen‘, es trägt die Verantwortung für das Tun seines Körpers.

Mit dem Aufkommen der Sozialwissenschaften zum Ende des 20. Jahrhunderts erodierte allerdings die Vorstellung vom zentrierten Subjekt als geistige Substanz allmählich. Insbesondere anthropologische und soziologische Theorien wiesen die dualistische Vorstellung eines geistigen Ich, das sich substantiell vom Körper unterscheidet, zurück, kritisierten sie als im Kern religiös und machten das Argument stark, dass ein menschliches Ich keineswegs eine eigene Substanz ist, sondern ‚natürliches‘ Ergebnis gesellschaftlicher Interaktion. Marx und Durkheim und natürlich die amerikanischen Pragmatisten und hier vor allem George Herbert Mead betonten immer wieder die monistische Sicht, nach der die Identität des einzelnen Menschen ein Interaktionsprodukt ist, das im Laufe der Ontogenese erst entsteht und auch durch Interaktionsprozesse dort erst seine konkrete Form annimmt. Dennoch herrscht auch hier die Idee einer einheitlichen, wenn auch prekären Identität vor (siehe auch Hall 1994). Prekär ist diese Identität, weil sie durch Interaktion gefährdet werden kann, sie kann sich entwickeln, sich aber auch sprunghaft verändern oder massiv geschädigt werden. Dennoch bleibt in dieser Sicht die Identität der Mittelpunkt des Menschen, seine verantwortliche Instanz (siehe hierzu Strauss 1974; Goffman 1977, 2005).

Schon in diesen interaktionistischen Theorien wird gelegentlich davon gesprochen, dass Menschen je nach Situation und Sozialisation mehrere Identitäten ‚besitzen‘ können. In neueren, durch den Poststrukturalismus beeinflussten Ansätzen spricht man gar von Identitäten ohne echten Kern (Laclau 1990). Hier ist die Identität nicht mehr um einen Kern zentriert, sondern in mehrere Teile ‚zerstreut‘. Diese Flexibilisierung und Dezentrierung der Instanz handelnder Stellungnahme (Castells 2002) beschleunigt sich einerseits durch die rasante Bedeutungszunahme neuer Medien (insbesondere des Internets) erheblich und andererseits durch die von allgemeinen Globalisierungsprozessen in Gang gebrachte Erosion von Landes-, Sprach- und Kulturgrenzen. Wenn es nämlich die Einheit kulturell gebundener Interaktion ist, die eine einheitliche Identität schafft, so das Argument, dann fragt man sich, was passiert, wenn in globalisierten Gesellschaften die Einheit von Kultur de facto nicht mehr oder nur noch sehr begrenzt gegeben ist. Sind dann individuelle Identitäten nur noch „Verknotungen im energetischen Raum“ (Flusser 1993: 77)?

Eine Vielzahl von Neurowissenschaftlern und Neurowissenschaftlerinnen geht noch weiter: Sie verkünden in und mit den Medien lautstark das endgültige Ende

des Subjekts (Prinz 2004a, 2004b; Roth 1998, 2004; Singer 2004a, 2004b). Sie stellen dabei das Gehirn bzw. die Gehirnschaltungen als Urgrund und Ursprung menschlichen Tuns vor. Die Vorstellung eines ‚Ich‘ ist demnach eine vom Gehirn selbst geschaffene Illusion, die dem Organismus lediglich die falsche Gewissheit liefert, er selbst bzw. eine besondere Inneninstanz sei der Urheber und Autor jeglichen bewussten sinnhaften Handelns und Kommunizierens (Metzinger 2005; ähnlich scharf aus Sicht der Gehirnforschung auch Roth 2004). Eine solche vermeintlich naturwissenschaftlich gesicherte Beseitigung des Subjektivitätsproblems ist eine ernstzunehmende Herausforderung für jede Art qualitativer Sozialforschung, die weiter darauf bestehen will und muss, dass Konstitution, Bestand und Entwicklung von Gesellschaft an sinnhaftes (wenn auch nicht immer voll bewusstes) Handeln und Kommunizieren von Subjekten gebunden ist und dass dieser Prozess von der Forschung zu verstehen und zu erklären ist.

In dieser Selbstverortung ‚schwankt‘ die qualitative Sozialforschung immer wieder zwischen zwei idealtypischen Leitvorstellungen hin und her, die sich meines Erachtens durch folgende Metaphern auf den Punkt bringen lassen. Die eine Vorstellung geht davon aus, dass das menschliche Subjekt am Steuerrad eines Schiffes (= seines Lebens) steht und dass es mit Hilfe von Landkarten, mithilfe mathematischer Berechnungen und mit der Kraft seines Geistes (also durch rationales Entscheiden) dazu in der Lage ist, sein Schiff über das Meer zu steuern und selbst sehr weit entfernte Ziele mit Gewissheit zu erreichen. Dieser Metapher, die ich mit dem Namen ‚Schönwetterfahrt‘ belegen möchte, geht davon aus, dass das Schiff auch dorthin gelangt, wo es vom Steuermann hingesteuert wird. Weder stürmische Winde noch die tobende See, noch die untergründigen Strömungen können das Schiff vom rechten Kurs abbringen, sondern der Steuermann ist in der Lage, alle diese Variablen in seine Berechnung, seine rationale Entscheidung mit aufzunehmen und Kurs zu halten.

Dem entgegengesetzt ist die Metapher von der ‚Schlechtwetterfahrt‘. Diese Sicht der Dinge geht davon aus, dass das bereits erwähnte Schiff von Unwetter, von den Wogen und den Unterströmungen hin- und hergeschüttelt wird, dass der Steuermann zwar verzweifelt, doch ohne einen wirklichen Einfluss ausüben zu können, sich an seinem Steuerrad fest hält, dass er Wissen, Absichten und Techniken nutzt, dass aber letztlich der tatsächliche Kurs wie auch der Ort der Landung des Schiffes kontingent sind – zumindest für den Steuermann, nicht jedoch für ‚göttliche‘ Beobachter (= die Wissenschaftler/innen).

Fast alle sozialwissenschaftlichen Forschungsansätze gehen von einem dieser beiden Menschenbilder aus. Nur selten finden sich Ansätze, die beide Bilder in sich aufnehmen, und davon ausgehen, dass es Zeiten einer ruhigen See gibt, in denen der Steuermann durchaus in der Lage ist, Kurs zu setzen und auch Kurs zu

halten, und andere Phasen, in denen das Meer aufgewühlt das Schiff in beliebige Richtungen vor sich her treibt. Dass man ein solches gemischtes Modell nur sehr selten der eigenen Forschung unterlegt, hat wohl auch damit etwas zu tun, dass Handlungserklärungen leicht ins Beliebige abrutschen würden. Man müsste nämlich den rekonstruierten Regeln und Mustern eine begrenzte Zeitdauer zuweisen, z. B. sagen, in einer bestimmten Phase sei es in der Tat menschenmöglich gewesen, das zu tun und auch zu erreichen, was der jeweilige Mensch im Sinne gehabt hätte und ab einem bestimmten Zeitpunkt sei er jedoch von den Umständen, den Strukturen, anderen Menschen oder gar dem eigenen Unbewussten überwältigt und gesteuert worden.

Aber die Metapher rückt noch eine Fülle anderer Schwierigkeiten ins Licht: Lässt man sich probeweise darauf ein, dass der zweckrational handelnde Steuermann sein Schiff im Griff hat, dann stellt sich die Frage, ob alle Steuerleute, also alle Akteure über die gleiche Steuerkompetenz verfügen. Oder anders: Gibt es Akteure, die einfach noch nicht oder nicht mehr die Fähigkeit besitzen, ein Schiff zu steuern? Hängt diese Fähigkeit vom Alter, von der sozialen Schicht, vom Geschlecht, vom Persönlichkeitstyp, von der Erfahrung oder von der Situation ab? Oder aber: Waren unsere Vorfahren die besseren Steuerleute oder sind wir es, die ausgestattet mit den neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen unser Schiff um jede Klippe steuern können? Sind religiöse Steuerleute die besseren Seefahrer oder doch die Ungläubigen? Was macht einen guten Steuermann aus?

Mit diesen Fragen wird ein weiterer Problembereich berührt, der die Sozialwissenschaft entzweit bzw. den Raum eröffnet für viele Varianten. Denn die Frage ist, ob allein gute Kenntnis und gute Logik die Mittel sind, den Kurs zu berechnen und das Schiff auf Kurs zu halten. Reicht es, so die Frage, zu rekonstruieren, welche rationalen Motive in einer Gesellschaft existieren, um soziales Handeln hervortreiben zu lassen oder müssen wir auch andere relevante Handlungsverursacher in unserer Rechnung mit aufnehmen: Emotionen, Hoffnungen, irrationale Ängste und Hoffnungen, Körpererfahrungen, das Erlebnis unauflösbarer Widersprüchlichkeiten usw.?

Wenn man Letzteres unterstellt, dann kann qualitative Sozialforschung sich nicht darin erschöpfen, dass Wissenschaftler/innen ihre Vorurteile über das eigene Handeln in den Kopf anderer Gesellschaftsmitgliedern projizieren, sondern diese Sozialwissenschaftler/innen müssten sich dem jeweiligen sozialen Handlungsfeld aussetzen und in sich die Hoffnungen und Ängste, die Gefühle und auch die Körpererfahrungen auslösen, die in diesem Handlungsfeld systematisch und immer wieder ausgelöst werden. Kurz: Wenn z. B. ein/e Forscher/in erfahren möchte, weshalb Menschen Drogen nehmen, dann müsste er/sie nicht nur die rationalen Motive für die Einnahme von Drogen berücksichtigen, sondern er/sie müsste durchaus auch

in sich das auslösen, was durch unterschiedliche Drogen im Körper an Verlangen, Wohlgefühl, Glück und Angst ausgelöst wird (müsste also selbst Drogen nehmen). Nur dann könnte er/sie verstehen, so ein beliebtes Argument, weshalb die einen Kokain und die anderen Morphinum bevorzugen, weshalb Ecstasy in einer bestimmten Jugendkultur und Crack in ganz anderen genutzt wird.

Eine solche Sozialforschung müsste in der Tat in die Haut der jeweiligen Akteure schlüpfen („in deren Schuhen stehen“), sich in der Einzigartigkeit der Akteure einrichten und die Einzigartigkeit der Erfahrungen in sich auslösen – was allerdings aus erkenntnistheoretischer wie lebenspraktische Perspektive ein vergebliches Bemühen sein müsste (siehe ausführlicher dazu weiter Kap. 5.2.3; auch Nagel 1974).

Was bleibt dem Sozialwissenschaftler bzw. der Sozialwissenschaftlerin dann zu tun? Soll sie ihr Geschäft weiter betreiben, also auch weiterhin der Frage nachgehen, weshalb andere das tun, was sie tun, und mit der Gewissheit weiterleben, dass sie nie in der Lage sein wird, zu dieser Frage hinreichend genaue oder gute Antworten zu liefern? Oder soll er, weil er nicht hinreichend genaue Antworten finden kann, das Kind mit dem Bade ausschütten und den Beruf wechseln? Oder soll er gar schweigen? Aus meiner Sicht macht es sehr viel Sinn, dennoch weiter zu arbeiten – nicht nur weil Wissenschaft das Wissen um die Welt verbessert und ausdifferenziert, sondern weil die Einsicht in die Begrenztheit bescheidener macht und ein gutes Gegengift gegen zu viel Selbstgewissheit und Borniertheit ist.

2.2 Erkenntnistheorie

Sozialwissenschaftler/innen, ganz gleich ob sie sich Soziologen/innen, Politikwissenschaftler/innen, Pädagogen/innen oder auch Psychologen/innen nennen, möchten (wenn sie sich auch nur im weitesten Sinne einem ‚verstehenden‘ oder ‚qualitativen‘ Ansatz verpflichtet fühlen) verstehen, weshalb Menschen das tun, was sie tun. Es geht um Absichten, Hoffnungen, Befürchtungen, Vorstellungen etc., kurz: es geht um etwas, was nicht am Äußeren der Menschen zu beobachten ist, sondern im Wesentlichen um innere Zustände und innere Prozesse, die das äußere Handeln der Menschen ursächlich hervorrufen. Da Forscher/innen jedoch nicht über die Fähigkeit verfügen, im direkten Zugriff das Innere zu erfassen, also das, was die anderen dazu gebracht hat, das eine zu tun und das andere zu lassen, zu beobachten und zu vermessen, weil sie also von der unüberwindbaren Schranke, nicht in die ‚Köpfe‘ und ‚Seelen‘ der Anderen sehen zu können, daran gehindert werden, dessen ansichtig zu werden, was Menschen bewegt, sind sie erst einmal verpflichtet, sich mit Hilfe von Theorien zu plausibilisieren, ob und wenn ja,

weshalb sie selbst das ‚Innere‘ der Andere zutreffend wahrnehmen, erkennen und verstehen können. Die Epistemologie, also die Erkenntnistheorie²⁹, beschäftigt sich u. a. mit solchen Fragen. Die Frage nach der Möglichkeit des Erkennens wird in diesem Kapitel behandelt, die Frage nach der Qualität der Daten im nächsten und die Frage nach der Möglichkeit des richtigen Verstehens und Interpretierens wird dann in den Kapiteln 2.3 und 2.4 behandelt.

2.2.1 Was können wir wissen? Oder: Alles nur konstruiert?

Die Frage, ob man, und hier vor allem: ob die Wissenschaftler/innen, die innere und/oder die äußere Welt erkennen können, stellte sich in der Menschheitsgeschichte erst sehr spät, wurde mit Kant auf die Tagesordnung gesetzt und es gilt heute (in der westlichen Welt) als ausgemacht, dass die Wirklichkeit, wie wir sie kennen, eine soziale bzw. eine kommunikative Konstruktion ist. Radikale Konstruktivistinnen glauben gar, allein das Gehirn sei für die Konstruktion des Wissens von der Welt verantwortlich (vgl. Schmidt 1987).

Aber unabhängig davon, ob die Konstruktivist/innen sich als radikal, strikt, gemäßigt, kontextual oder realistisch verstehen – alle Protagonisten konstruktivistischer Positionen betonen in der Regel (und das ist wohl der kleinste gemeinsame Nenner aller konstruktivistischen Positionen), dass Menschen bei ihrem Handeln,

29 Noch ein Wort zur Bedeutung der Erkenntnistheorie: Manche der qualitativen Forscher/innen machen sie zu einer Art Supertheorie, die darüber befinden kann und muss, welche Aussagen erlaubt sind und welche nicht. Dabei wird m. E. übersehen, dass auch die Erkenntnistheorie eine Theorie ist, eine Theorie wie alle anderen, gemacht von Menschen im Rahmen ihrer Berufsausübung, also im Rahmen einer sozialen Praxis – systematisiertes und systematisch erworbenes Wissen zu einem bestimmten Gegenstand. Die Erkenntnistheorie ist deshalb eine recht brauchbare Waffe in der Hand konkurrierender, speziell in der Wissenschaft ansässiger Berufstätiger, mit der sie Gegner aus dem eigenen wie gegnerischen Lager aus dem (symbolischen und wirtschaftlichen) Feld schlagen können. Mit der Erkenntnistheorie kann man die Theologen und die Mystiker desavouieren, aber auch den quantitativ oder auch qualitativ verfahrenenden Kollegen von der Konkurrenz – je nach Stringenz und Strenge der zugrunde gelegten Erkenntnistheorie. Kurz: die Erkenntnistheorie ist eine spezifische Rechtfertigungsstrategie, ersonnen von Menschen, die mit genau dieser Strategie arbeiten. Die Hoffnung, dass diese Strategie allerdings auch zur wahren Erkenntnis führen könnte, gilt jedoch als trügerisch bzw. sie ist mit guten Gründen widerlegt. Was tun in einer solchen Situation? Betrachtet man die Wissenschaftsgeschichte, findet man nur wenige Beispiele dafür, dass neue Erkenntnis sich der Einhaltung der erkenntnistheoretischen Postulate verdankt. Oft genug waren jedoch Intuition, Zufall, Eigeninteresse und Dickköpfigkeit die Väter und Mütter des Neuen.

aber auch bei dem selektivem Auf- und Ausbau von Wissen und auch bei ihrer Wahrnehmung immer und unhintergebar von den Normen und Werten der jeweiligen Gesellschaft, von den Konventionen ihrer Gruppe und natürlich von den aktuellen Machtverhältnissen geleitet, geführt oder gar gesteuert werden (zur Seinsgebundenheit des Wissens siehe Mannheim 1995; Tänzler et al. 2006).

Damit wird in der Regel nicht behauptet, dass die Welt und alle Gegenstände und Menschen in ihr von den Menschen erst geschaffen werden, sondern dass die Menschen sich von den in der Welt vorgefundenen Elementen ihr ‚soziales Bild‘ machen und dass diese ‚Bilder‘ die Grundlage menschlichen Handelns ausmachen. Diese geschaffene Welt ist die Wirklichkeit, die für den Menschen wirklich ist. Nicht die Welt ‚dort draußen‘ ist also das Ergebnis menschlicher Konstruktionstätigkeit, sondern deren jeweilige Symbolisierungen durch den Menschen – also die Wirklichkeit. Diese Wirklichkeit und deren ‚Gesetze‘ sind demnach Menschenwerk. Ob die Wirklichkeit eine echte Teilmenge der Welt ist oder mit ihr eine große oder leere Schnittmenge bildet, kann von Konstruktivist/innen nicht geklärt werden.

Für viele Konstruktivist/innen gilt die Konstruiertheit von Wirklichkeit ausnahmslos für alle Menschen, also auch für Wissenschaftler/innen und deren Arbeitsergebnisse – auch wenn zweifellos der kognitive Stil des Alltags sich maßgeblich vom kognitiven Stil der Wissenschaft unterscheidet (vgl. Soeffner 1989: 10ff.). Das gilt ebenfalls, wenn man davon ausgeht, dass Menschen in ihrem Alltag Wissen erster Ordnung produzieren und Wissenschaftler/innen Wissen zweiter Ordnung (= Wissen über Wissen). Das Wissen der Menschen im Alltag würde dann Konstruktionen erster Ordnung darstellen, das Wissen der Wissenschaftler/innen dagegen Konstruktionen zweiter Ordnung. Manche Konstruktivist/innen glauben jedoch, Wissenschaftler/innen könnten sich von jedem Interesse entweder teilweise oder ganz freimachen und auf diese Weise einen weniger verstellten oder gar einen unverstellten Blick auf die Wirklichkeit werfen (z. B. der Sozialkonstruktivismus von Berger/Luckmann 1969).

Alle Konstruktivist/innen, unabhängig davon, wie sie sich im Einzelnen selbst benennen, müssen sich mit der unvermeidbaren Selbstrückbezüglichkeit (auch: Selbstreferenz) beschäftigen, also mit der Frage nach der Qualität der eigenen Aussagen, und dazu auch Stellung nehmen. Hier lassen sich in der Literatur verschiedene Antworten finden und unterscheiden, die sich in etwa so zuspitzen lassen (siehe hierzu auch Mannheim 1995: 162ff.).

Weil alles, was Menschen an Erkenntnis über die Welt hervorbringen, Konstruktionen sind,

- ist keine Konstruktion ‚besser‘ als die andere. Deshalb kommt keiner Konstruktion, also auch der wissenschaftlichen, eine höhere Geltung zu. Alle Konstruktionen sind gleich gut bzw. gleich schlecht.
- setzt sich (vor allem) die Konstruktion durch, deren Vertreter über das größte Durchsetzungsvermögen verfügen oder die Konstruktion, die den Interessen der Herrschenden entspricht und deshalb von diesen gestützt wird.
- sind wissenschaftliche Konstruktionen besser, da sie von einer Gruppe von Menschen erstellt wurden, die keine Interessen an der Welt haben, sondern allein der Vernunft und der Wahrheit verpflichtet sind. Mittels rationaler Reflexion, also Vernunftgebrauch, gelangen sie zu Aussagen über die Welt, die besser sind als andere, sogar wahrer.
- sind die Konstruktionen besser, die mittels empirischer Forschung erzeugt wurden, was in diesem Falle heißt: Aufgrund der Erhebung und systematischen Auswertung von Daten sind Aussagen über die Wirklichkeit entstanden, die sich entweder an die Wirklichkeit anschmiegen oder aber zu ihr gut oder besser passen.
- sind die Konstruktionen am besten, die am besten zu der jeweiligen Welt passen, also über das größte Erklärungspotenzial verfügen – für die Menschen also das Meiste verständlich machen.
- sind die Konstruktion am besten, die den Menschen am meisten helfen, ihre aktuellen Handlungsprobleme in ihrer jeweiligen Lebenssituation zu lösen.

Alle diese Positionen, und vor allem: ihre Vertreter bzw. Vertreterinnen, haben ihren Sitz im Leben. Wer eine dieser Positionen vertritt, sagt nicht nur etwas über seine Annahmen zur Möglichkeit der Erkennbarkeit der Welt aus, sondern er sagt zugleich immer auch etwas über sich selbst aus, etwas darüber, wessen Geistes Kind er ist, ob er fortschrittlich oder reaktionär, ob er eher links oder eher rechts ist. Die Vertreterin sagt auch etwas darüber aus, was sie ist bzw. was sie sein will, was ihre Identität ist bzw. welche Identität sie gerne haben möchte. Denn der Begriff der ‚Konstruktion‘ ist erst einmal und vor allem ein politischer Begriff, der die jeweiligen Verhältnisse kritisiert, indem er sagt, dass das, was der Fall ist, auch anders sein könnte und dass das, was im Augenblick der Fall ist, Ergebnis menschlichen Handelns ist, das man, wenn man wollte, auch in andere Formen bringen könnte.

Soziale oder kommunikative Konstruktionen sind also Konstruktionen von Soziologen/innen, die in der alltäglichen Praxis relevant geworden sind oder werden können und andere Menschen, Politiker/innen wie Wissenschaftler/innen, dazu animieren, die Welt als sozial geschaffene zu verstehen – was die Möglichkeit eröffnet, sie immer wieder aufs Neue zu gestalten. Insofern beschreibt der Begriff der sozialen Konstruktion nicht nur etwas, sondern das Beschriebene, nämlich die Konstruktionen von Wirklichkeit, wird dadurch beschleunigt.

Mit der Unterscheidung zwischen einer vorgängigen und nicht wirklich erkennbaren Welt und der konstruierten Wirklichkeit beerbt der Konstruktivismus die Kant'sche Philosophie. Und solange der Konstruktivismus die Unmöglichkeit der Aufhebung des falschen Scheins zu ihrem Programm erhebt, kann und muss eine konstruktivistische Soziologie völlig unverbindlich verbleiben – da alles unverbindlich ist, da jeder Standpunkt grundsätzlich so gut und schlecht ist wie jeder andere und somit nur ein Standpunkt unter anderen ist. Weder kann man sagen, dass es richtig ist, die Welt nachhaltig zu bewirtschaften, noch kann man sagen, dass es richtig ist, den Moment zu genießen, weder kann man aus wissenschaftlichen Erkenntnissen für den Paternalismus votieren noch für den Liberalismus. Weder lässt sich die These von der sozialen Ortlosigkeit der Intellektuellen beweisen noch deren Gegenteil.

Hinter jeder Aussage eines/einer Konstruktivist/in steht, egal wie apodiktisch sie geäußert wird, objektiv ein Fragezeichen (was manchmal gerade die radikalen Konstruktivisten übersehen). Dieses Fragezeichen bezieht sich dabei nicht (nur) auf die Fraglichkeit der Aussage selbst (Ist es tatsächlich so?), sondern es verweist immer auch auf die Frage: ‚Welche anderen Konstruktionen sind außerdem noch möglich?‘³⁰.

Weil das so ist, steht je nach weltanschaulicher Ausrichtung des/der einzelnen Wissenschaftler/in am Anfang wissenschaftlichen Arbeitens entweder der ‚Sprung‘ in den Glauben an die Erkennbarkeit der Welt oder aber der menschliche Mut zu einer Entscheidung, die Prämisse von der Erkennbarkeit der Welt als gesetzt zu nehmen und alles Weitere darauf aufzubauen. Einen Ausstieg von der Annahme einer irgendwie erkennbaren Welt gibt es nicht wirklich – auch nicht für die radikalen Konstruktivisten/innen – unabhängig davon, ob sie etwas mittels rationaler Reflexion oder empirischer Forschung über die Wirklichkeit und die Dinge und Menschen in ihr sagen wollen.

Einige glauben, darunter viele von der Phänomenologie inspirierte Sozialwissenschaftler/innen, dass die Vernunft und rationales Nachdenken bei der Konstruktion von Wirklichkeit recht hilfreich sind. Sie wenden sich dem eigenen Bewusstseinsstrom zu, versuchen ihn zum Objekt der Beobachtung zu machen, ihn zu fixieren

30 Eine interessante Frage ist, ob auch die Aussage: ‚Alles ist Konstruktion‘ eine Konstruktion ist. Bleibt man in der Wirklichkeit des Konstruktivismus, dann ist diese Aussage die Einzige, die nicht konstruiert, sondern erkannt ist. Betrachtet man den Konstruktivismus jedoch als eine vor allem westliche geistige Strömung, die auf den ‚Tod Gottes‘ reagiert, dann ist die Aussage: ‚Alles ist Konstruktion‘ eine verständliche Konstruktion. Der Konstruktivismus wäre dann nämlich die ‚Antwort‘ auf die Erkenntnis, dass dem Menschen (fast) alles möglich ist und die Aufgabe der Wissenschaft wäre dann, diese Vielzahl der Möglichkeiten sichtbar zu machen.

und ihn zu analysieren. All dies wird geleistet mit eben dem Bewusstsein, das es zu sezieren gilt. Die Idee hinter der Vernunft gesteuerten Reflexion ist, dass der eigene Bewusstseinsstrom in seiner Fließbewegung quasi von außen (wenn auch immer noch im Innen) mithilfe des Bewusstseins betrachtet werden kann und dass dabei sowohl (um im Bild zu bleiben) seine Fließrichtung und seine Strömungen und Strudel festgestellt, beschrieben und analysiert werden können. Das führt dann immer wieder zu Selbstwidersprüchlichkeiten, auch weil das Bewusstsein fluide, komplex und zusammengesetzt ist.

Die erkenntnistheoretische Prämisse hinter einer solchen Position ist, dass der Bewusstseinsstrom bei allen Menschen in gleicher Weise vor sich hin fließt und dabei den gleichen Gesetzmäßigkeiten folgt – und noch viel wichtiger: dass uns der Bewusstseinsstrom über die tatsächlichen Konstitutionsleistungen des Menschen informieren kann und dass der Bewusstseinsstrom selbst für die subjektive Konstitution von Welt verantwortlich ist. Dies kann aber angesichts der Ergebnisse der Neurowissenschaften mit guten Gründen bezweifelt werden (Pauen 2007; Reichertz/Zaboura 2006). Nicht nur, weil die Vorstellung eines Ich, das in der Lage ist, sich seinem Bewusstsein zuzuwenden, möglicherweise eine vom Gehirn geschaffene Illusion ist (Metzinger 2005), sondern vor allem deshalb, weil die Konstitution von Wahrnehmung sich nicht auf Bewusstseinsprozesse zurückführen lässt, sondern das Ergebnis komplexer und verteilter Operationen im Gehirn ist.

Wer glaubt, mit der Empirie und selbst erhobenen Daten auf sicherem Boden zu sein (was viele Sozialforscher/innen glauben und sich somit im Vorteil gegenüber vornehmlich rational argumentierenden Kollegen wähnen), irrt. Denn auch der Empirie liegen zweifellos bestimmte Prämissen zu Grunde, die man mit guten Gründen als Konstruktion ‚entlarven‘ kann. So ist z. B. eine der zentralen Prämissen empirischer Forschung, dass es vor allem Menschen und Dinge gebe. Die Dinge bewegten sich und die Bewegung selbst sei durch mehr oder weniger feste Gesetzmäßigkeiten gesteuert. Das Handeln der Menschen dagegen orientiere sich an dem Sinn, den die Menschen ihrem Handeln gegenüber Dingen und Menschen verleihen. Doch was ‚Menschen‘ und ‚Dinge‘ sind, das ist weder einfach noch klar, sondern komplex und zusammengesetzt (vgl. Descola 2013). So sind z. B. die Dinge luftig und fluide und bewegen sich, selbst dann, wenn sie fixiert sind, in Raum und Zeit, und sie gehorchen nicht nur den Gesetzen, sondern sie reagieren immer wieder auf die Veränderung ihrer Welt. ‚Menschen‘ sind ebenfalls luftig und fluide und handeln, selbst in den wichtigsten Momenten, nicht nur intentional und einer Ordnung folgend (also erwartbar), sondern immer wieder der (eigenen oder nicht-eigenen) momentanen Bewegung folgend, neuartig und unerwartet. Insofern sind die Prämissen empirischer Forschung sehr voraussetzungsvolle und angesichts der Komplexität von Handeln sehr simple Konstruktionen.

Eine wichtige Frage ist deshalb, wie rationalistische und/oder empirische Forschung angesichts ihres prinzipiellen Konstruktionscharakters scheitern (im Sinne von Falsifikation) kann. Hier hilft letztlich nur der Glaube weiter, dass es etwas ‚dort draußen‘ (ein Non-Ego) gibt, das allen Menschen in (fast) gleicher Weise gegeben ist, auf das alle treffen und das dann Schmerz auslöst, wenn man sich an ihm zu sehr stößt, weil man es nicht ‚richtig‘ erkannt hat. Weiter hilft also nur der Glaube an das Plessnersche Diktum, dass der Schmerz das Auge der Erkenntnis ist³¹, dass Menschen sich im Bemühen, Schmerz zu vermeiden, bei der Konstruktion ihrer Wirklichkeit solche Konstruktionen bevorzugen, die zur Welt passen. Andererseits passen sie sich, ebenfalls im Bemühen, Schmerz zu vermeiden, die Welt an, verändern sie also, damit diese zu den Menschen und deren Wirklichkeit passt. Menschen versuchen also immer in einer Doppelstrategie die Welt zu bewältigen: einerseits machen sie sich die Welt passend (= Assimilation), indem sie diese verstehen, andererseits passen sie sich selbst, also ihre Form des Erkennens, der Welt an (= Akkommodation). Die menschliche Logik ist z. B. keine außerhalb der Zeit und jenseits des Menschen stehende gültige Form der Wahrheitsübertragung, sondern eine zutiefst menschliche Praktik, aus Sätzen andere Sätze mit einer bestimmten Wahrscheinlichkeit zu versehen. Ein reflexiv gewordener Konstruktivismus, der weiß, dass sich jede Erkenntnis einer bestimmten Form des gewordenen Erkennens verdankt, ist somit ein gutes Gegengift gegen gedankenlosen Empirismus, theorieloses Forschen und Messinstrumentengläubigkeit. Er ist jedoch keinesfalls ein Vorwand oder gar eine theoretische Begründung für methodische und methodologische Beliebigkeit.

Diese Einsicht in den Konstruktionscharakter alltäglicher wie wissenschaftlicher Erkenntnis hat nur, wenn man zu kurz schließt, eine postmoderne Wissenschaft und eine gefällige Relativität zur Folge, in der statt des besseren Arguments die Pointe punktet. Die Einsicht in die Perspektivität von Erkenntnis stellt nicht die Selbstaufklärung still, sondern hebt sie auf eine neue Stufe (Mannheim 1995). Denn es ist keineswegs gesagt, dass mit der Unhintergebarkeit der Perspektivität von Erkenntnis der Weg für wohl formulierte Beliebigkeit eröffnet ist. Diesseits dieser fruchtlosen Alternative von ‚Alles-oder-Nichts‘ erstreckt sich eine weite Region von Aussagen, die weder völlig gültig noch völlig ungültig sind, und die man durchaus als ‚besser‘ oder ‚schlechter‘ einordnen kann. Aus der Tatsache, dass man in Krankenhäusern keine völlig keimfreien Umgebungen herstellen kann,

31 „Nur was aus eigener Lebenserfahrung gespeist wird, kann auf fremde Lebenserfahrung ansprechen, nur der bittere Trank der Enttäuschung sensibilisiert. Der Schmerz ist das Auge des Geistes.“ (Plessner 1982: 172)

folgt gerade nicht, dass man Operationen genauso gut auch in Kloaken vornehmen kann (vgl. Geertz 1987: 42f.).

2.2.2 Was repräsentieren die Daten? oder: Order at all Points³²?

Die qualitative Sozialforschung ist nicht ohne Traditionen, sondern tief in den europäischen Denktraditionen verwurzelt. Damit führt sie auch eine Reihe von theoretischen Prämissen mit sich, derer sie sich nicht immer bewusst ist. Eine dieser Prämissen ist der heimliche Glaube an eine bessere Zukunft. Diese implizite Teleologie liefert dann auch oft den Hintergrund für die Interpretationstheorie, wenn es darum geht, den Sinn einer Handlung oder einer Äußerung zu verstehen.

Für die europäischen Sozialwissenschaften gilt, dass sie zwar (inspiriert durch die Aufklärung) ‚Gottes Tod‘ attestieren bzw. beschwören, dennoch fast durchweg eine explizite oder implizite Teleologie enthalten. Die Geschichte der Wissenschaft wurde (und wird oft noch) nämlich durchweg entworfen als ein mehr oder weniger stetiges, zielgerichtetes Fortschreiten von der ‚schlechten‘ Vergangenheit hin zu einer ‚besseren‘ Zukunft. Eine solche ‚frohe Botschaft‘ findet sich z. B. in den Ansätzen von so unterschiedlichen Wissenschaftlern wie Marx (Gleichheit), Freud (Ich), Elias (Zivilisation), Weber (Rationalität), Peirce (Wahrheit), Mead (Perspektivenverschränkung) und natürlich bei Habermas, den man mit Recht als legitimen Erben dieser Konzepte und zugleich als deren vehementesten Protagonisten bezeichnen kann.

Sein hoffnungsvoller Entwurf von dem Freiheit und Gleichheit fordernden ersten Wort³³ verkündet zwar eine gottlose Zukunft, aber er enthält zugleich eine zutiefst christliche und humanistische Botschaft – nämlich die von der Erlösung der Welt vom Übel. Zwar war, so die Argumentationsfigur, die Welt lange Zeit in der Finsternis (Diktatur, Gewalt etc.), doch gibt es ein Licht (Demokratie, Freiheit,

32 In der Wissenschaft bekannt ist, dass Methodologie und Methode eng miteinander verwoben und deshalb meist sehr schwer voneinander zu trennen sind. Meist kann man das eine nur mit Verweis auf das andere darstellen. In diesem Kapitel zeigt sich dies besonders deutlich, werden doch hier die methodologischen Grundlagen und Probleme einer jeden Hermeneutik diskutiert. Deshalb kann und sollte dieses Kapitel immer auch mit Blick auf das Hermeneutik-Kapitel (Kap. 5.4.2) gelesen werden.

33 „Das, was uns aus Natur heraushebt, ist nämlich der einzige Sachverhalt, den wir seiner Natur nach erkennen können: die Sprache. Mit ihrer Struktur ist Mündigkeit für uns gesetzt. Mit dem ersten Satz ist die Intention eines allgemeinen und ungewungenen Konsensus unmissverständlich ausgesprochen. Mündigkeit ist die einzige Idee, deren wir im Sinne der philosophischen Tradition mächtig sind.“ (Habermas 1976: 163)

Gleichheit, Gewaltlosigkeit), auf das sich die Welt unweigerlich zubewegt. Und es ist die Aufgabe des Einzelnen, natürlich des Guten, der Welt den Weg zu diesem Licht zu zeigen bzw. die Geschichte auf diesem Weg zum Licht, der Überwindung der Gewalt durch das Wort, voranzubringen. Das ist eine frohe und eine gute Botschaft und sie gibt der Geschichte, aber auch der Wissenschaft und so den Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen, einen Sinn.

Gerade in der qualitativen Sozialforschung, die dem sinnhaft handelnden Subjekt eine prominente Stellung einräumt, ihn häufig sogar entweder allein oder in gesellschaftlicher Arbeitsteilung als Konstrukteur der gesamten sozialen Welt ansieht, ist oft der Glaube oder die Hoffnung anzutreffen, dass jedes Handeln nicht nur sinnhaft, sondern auch sinnvoll ist. Hier wird ganz explizit der Zufall oder das Schicksal negiert, hier gibt es einen Akteur, ein Subjekt, das erst denkt, dann abwägt und schließlich auch handelt. Handeln, das sich auf andere und anderes richtet, ist in dieser Sicht sinnhaft. Sinn ist das, auf was das Handeln zielt, was es eingedenk vergangener Erfahrungen und der Kenntnis der Welt und des anderen zu erreichen trachtet – so die pragmatische Grundeinfärbung dieses Handlungsbegriffs.

Die Unterstellung von der Sinnhaftigkeit des Handelns hat Max Weber zum Kronzeugen, weil nach seiner Sicht der Dinge Handeln nur dann ein soziales Handeln ist, weil und wenn es seinem „den Handelnden gemeinten Sinn nach auf das Verhalten anderer bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist“ (Weber 1976: 1). Handeln ist deshalb in irgendeiner Weise für den Handelnden ‚rational‘, es ist auf ein Ziel gerichtet, es macht für ihn Sinn. Gewiss wusste Weber, dass menschliches Handeln (möglicherweise sogar die Mehrzahl der Handlungen) kreativ und irrational sein kann (vgl. ausführlich Weber 1973; siehe auch Colliot-Thélène 2005: 476), aber wie Rehberg gezeigt hat, widersprach Weber ganz entschieden dem Fehlschluss, damit sei Handeln prinzipiell unberechenbar (Rehberg 2005: 455). Im Gegenteil: Weber bestand ausdrücklich auf der prinzipiellen „Beziehbarkeit jeder Handlung auf ein Kalkül – erst das macht ein Verstehen möglich“ (ebd.). Die Deutbarkeit von Handlungen ergibt sich für Weber also erst aus ihrer Sinnhaftigkeit: Ohne Sinn keine Deutungsmöglichkeit.

In der Sinnhaftigkeit des Handelns, so Alfred Schütz, der Begründer einer phänomenologisch ausgerichteten Sozialforschung, den Gedanken von Weber konsequent weiterführend, kann der Akteur „nicht irren“³⁴. Der Sinn des Handelns

34 Selbst wenn der Handelnde, so Alfred Schütz, in seinem Handeln einhält und überlegt, „geht es ihm nicht darum, wissenschaftliche Wahrheit zu finden, sondern lediglich darum, seine privaten Erfolgchancen zu kontrollieren. Im konkreten Vollzug seiner Handlung kann der Handelnde nicht irren. Ist ein Entwurf realisiert, seine Handlung vollzogen, kann er natürlich sehr wohl erkennen, daß er einen Fehler gemacht hat, daß sein Plan falsch war [...]. Aber der so genannte Handelnde ist kein Handelnder mehr,

ergibt sich für ihn aus dem subjektiven Plan, den der Akteur vor dem Handeln entwarf. Mit dem Handeln wollte der Akteur in irgendeiner Weise, die durchaus idiosynkratisch sein kann, ein Problem lösen oder weniger anspruchsvoll: seine Lage verbessern. Insofern liegt der Kurzschluss nahe, das tatsächlich durch das Handeln erreichte Handlungsergebnis als eben diese erwünschte Verbesserung der Lage anzusehen und von dieser Verbesserung auf den ursprünglichen Plan, also den subjektiv gemeinten Sinn zu schließen. Der Kurzschluss lautet dann so: Wenn das tatsächlich erreichte Resultat die Antwort (also die ‚Lösung‘ des Problems) war, was war dann die ursprüngliche Frage, das ursprüngliche subjektive Problem?

Alfred Schütz hat immer an der Unterstellung der grundsätzlichen Rationalität menschlichen Handelns festgehalten (Postulat der Rationalität) – aus methodischen Gründen musste er es auch. „Der Grund dafür ist der, daß nur eine Handlung innerhalb des Rahmens der rationalen Kategorien wissenschaftlich diskutiert werden kann“ (Schütz 1972: 48). So kritisiert er in seiner Auseinandersetzung mit Talcott Parsons massiv dessen ‚voluntaristische Handlungstheorie‘³⁵ und die damit verbundene, stark von Pareto (1975) inspirierte, Unterstellung nicht-logischer, zufälliger Elemente des Handelns (vgl. Schütz 1977: 42ff.). Darüber hinaus versucht er nachzuweisen (auch hier Weber folgend), dass menschliche Handlungen, selbst dann, wenn der Mensch im Alltag nur teilweise bewusst über den Sinn seines Handelns verfügt, deswegen noch nicht „unvernünftig“ oder „nicht-logisch“ seien (Schütz 1977: 43). Diese Unterstellung ist aus sozialwissenschaftlicher Sicht sinnvoll und notwendig, denn auch Schütz ist sich darüber im Klaren, dass ohne das Postulat der Rationalität jede wissenschaftliche Deutung ihren Boden verliert. Denn ohne dieses Postulat könnte ein/eine Interpret/in jedes Datum und dessen Form als ‚zufällig‘ oder ‚un-vernünftig‘ ansehen, was eine Interpretation unmöglich machen würde.

Die Ethnomethodologie und hier insbesondere die Konversationsanalyse hat von Schütz nicht nur die Kritik an Parsons, sondern auch das Postulat der Rationalität übernommen. Allerdings hat die Ethnomethodologie dieses Postulat erheblich

wenn er auf vollzogene (oder als vollzogen imaginierte) Handlungen zurückblickt.“ (Schütz 1977: 45)

- 35 Schütz bezieht sich in seiner Kritik auf Parsons ‚Structure of Social Action‘ (1937/1968). Zur Rezeption von Parsons Theorie sozialen Handelns siehe Schütz 1977: 29ff. Beispielfür Paretos (soziologische Erkenntnis grundlegende) Annahme nicht-logischer Handlungen ist folgendes Zitat: „Die Illusionen, die sich die Menschen hinsichtlich der Motive machen, die ihre Handlungen bestimmen, haben mannigfaltige Quellen. Eine der wichtigsten ist die Tatsache, daß sehr viele menschliche Handlungen nicht die Konsequenz rationalen Denkens sind. Diese Handlungen sind rein instinktiv, der sie vollziehende Mensch empfindet indes Vergnügen daran, wenn er ihnen – übrigens willkürlich – logische Ursache zugrunde legt.“ (Pareto 1975: 121)

radikalisiert und es selbst für Bereiche reklamiert, in denen sich der Mensch nur in Ausnahmefällen der Sinnhaftigkeit seines Tuns bewusst ist – z. B. bei der Organisation (also nicht der inhaltlichen Gestaltung) von Gesprächen. So postuliert Harvey Sacks, einer der führenden Protagonisten der ethnomethodologischen Konversationsanalyse, durchaus programmatisch und polemisch (wie Schütz die Soziologie Parsons kritisch ins Visier nehmend), dass bei der interaktiven Konstitution von Konversationen ‚Ordnung an allen Punkten‘ (order at all points) sei (siehe auch Eberle 1997). Schon allein wegen der verwendeten Metaphorik lohnt es sich, diese Ausführungen von Sacks etwas ausführlicher zu zitieren:

“The important theories in the social sciences have tended to view a society as a piece of machinery with relatively few orderly products, where, then, much of what else takes place is more or less random. Such a view suggests that there are a few places where, if you can find them, we will be able to attack the problem of order. If you do not find them, we will not. So we can have an image of a machine with a couple of holes in its front. It spews out some nice stuff from those holes, and at the back it spews out garbage. There is, then, a concern among social scientists for finding ‘good problems’, that is, those data generated by the machine which are orderly, and then attempt to construct the apparatus necessary to give those results. [...] If, on the other hand we figure or guess or decide that whatever humans do, they are just another animal after all, maybe more complicated than others but perhaps not noticeable so, then whatever humans do can be examined to discover some way they do it, and that way will be stably describable. That is, we may alternatively take it that there is order at all points.” (Sacks 1984: 21f., Hervorhebung J. R.)

‚Order at all points‘, Ordnung ist an jeder Stelle des Handelns – so also das Postulat der Konversationsanalyse. Weil ‚order‘ vor allem ‚Ordnung‘ und nicht ‚Regelmäßigkeit‘ oder ‚Regelhaftigkeit‘ bedeutet (das wäre ‚orderliness‘), verschiebt sich in der Ethnomethodologie die Ordnung vom sinnhaften Tun der Subjekte auf die sinnvolle Ordnung der Konversation. Das bewusste Tun der Akteure erzeugt eine für alle Beteiligten und für die Gesellschaft sinnvolle Ordnung, und deshalb war das Handeln der Akteure auch sinnvoll. Hier zeigt sich eine kleine, aber weitreichende Verschiebung des Begriffs ‚Sinn‘.

Weiter oben wurde gesagt, dass insbesondere in der (sich auf Weber und/oder Schütz berufenden) qualitativen Sozialforschung oft eine Position anzutreffen ist, die daran glaubt, dass jedes Handeln nicht nur sinnhaft ist, sondern dass dieses Handeln auch sinnvoll ist. Die ‚Sinnhaftigkeit‘ ist dabei, wie ebenfalls oben gezeigt, weitgehend unstrittig. Die oft stillschweigende Gleichsetzung von ‚sinnhaft‘ und ‚sinnvoll‘, an der die Konversationsanalyse nicht ganz unschuldig ist, schafft ein Problem und sorgt für Verwirrung. Gemeint wird in solchen Kontexten nämlich oft, dass dieses ‚sinnvolle‘ Handeln in irgendeiner Weise die Situation des Han-

delnden verbessert. ‚Sinnhaft‘ bedeutet dagegen ‚nur‘, dass etwas auf etwas anderes ‚sinnhaft‘ bezogen wird.

Allerdings fällt es (der Sozialforschung) oft schwer zu entscheiden, ob der Akteur seine Lage kurz-, mittel- oder langfristig und in welcher Hinsicht verbessern wollte und ob er alle Bedingungen richtig einschätzen konnte. Diese Unsicherheit führt leicht dazu, dem Akteur mal das eine und mal etwas anderes zu unterstellen, seinem Handeln also jeweils einen anderen Sinn beizumessen, ihn also jeweils unterschiedlich zu verstehen. Noch sehr viel verworrener und schwieriger wird die Lage, wenn man das ‚Sinnvolle‘ des Handelns nicht auf den Akteur bezieht, sondern (und hier kommt eine bedeutsame Ausweitung ins Spiel, die letztendlich eine neue Qualität ausmacht) auf die gesamte Situation oder die Situation der Gruppe, welcher der/die Handelnde angehört, und postuliert, das Handeln sei sinnvoll gewesen, weil es in irgendeiner Weise das ‚Ganze‘ positiv verändert hat. Hier verschiebt sich der Bezugspunkt des Verstehens (oft unbewusst) massiv: vom Akteur zum Ganzen, dessen Teil der Akteur ist.

Methodisch besteht innerhalb der qualitativen Sozialforschung der nächste Schritt nun oft darin, dass die gewünschte positive Wirkung des Handelns (für den Akteur oder das Ganze) das Handeln selbst und auch den Ablauf der Handlung bestimmt hat, somit als ‚Quelle‘ für das Verständnis des Handelns genutzt wird (auch hier dem Vorbild der Konversationsanalyse folgend), manchmal auch als dessen Ursache.

Jon Elster, Vertreter einer raffinierten Theorie rationalen Handelns, drückt das auf folgende Weise aus: „Wenn eine Handlung oder ein Handlungsmuster positive Auswirkungen hat, ist die Vorstellung verlockend, dass diese Sinn und damit auch eine Erklärung für das Verhalten vermitteln.“ (Elster 1987: 202). Doch wann, so Elster, ist es legitim, wann angemessen, wenn man sagt, ein Handeln bzw. ein Verhalten sei aufgrund und mithilfe seiner späteren Wirkung zu erklären?

Soziales Handeln hat oft nicht-intendierte und oft nicht-bemerkte Folgen, die aus Sicht des Akteurs in irgendeiner Weise (entweder direkt oder indirekt) für ihn oder sein Kollektiv von Vorteil oder Nachteil sind, sein können. Hier liegt die Frage nahe, ob eine ‚unsichtbare Hand‘ den Akteur das für ihn Gute tun ließ oder ob gar ein individuelles oder kollektives Unbewusste den Akteur zu dem sinnvollen Tun anstiftete oder ob einfach nur die Würfel rollten und zufälligerweise dieses Mal zum Vorteil des Akteurs oder seines Kollektivs fielen.

Erklärungen, die davon ausgehen, dass mithilfe der Wirkung von Handeln das Handeln selbst entweder verstanden oder erklärt werden kann, werden in der Regel ‚funktionalistisch‘ genannt, da sie entweder für den Akteur oder das jeweilige Handlungssystem positive Auswirkungen haben, somit insgesamt das

Wohlbefinden bzw. die Überlebenschancen erhöhen³⁶. Nun ist der Funktionalismus in den Sozialwissenschaften mächtig in Verruf geraten, insbesondere weil er – so das Argument vieler Kritiker – der Beliebigkeit der Argumentation Tür und Tor öffnet (Joas/Knöbl 2004: 93).

Anthony Giddens, der sich in dem Bemühen, mit seiner Theorie der Strukturierung die Gegenüberstellung von Handlung und Struktur zu überwinden, sowohl mit der Handlungstheorie von Schütz als auch der von Parsons auseinandergesetzt hat, kritisiert nicht nur energisch den expliziten Funktionalismus von Parsons, sondern auch den heimlichen Funktionalismus von Schütz: Dessen Hermeneutik sei nichts anderes als verkappter Funktionalismus (Giddens 1996: 78-111, 1984: 158-200). Im Prinzip gehe die Schütz'sche Verstehenslehre davon aus, dass der einzelne Akteur bestimmte Probleme wahrnehme und durch sein Handeln immer wieder versuche, diese auszubalancieren. Der/die Einzelne gerate dabei immer wieder in problematische Situationen und das Handeln der Personen stelle diese Ordnung, diese Balance wieder her. Das sei, so Giddens, durchaus eine Variante des Funktionalismus, allerdings eine, die sich am Einzelnen und nicht an der Gruppe (wie bei Parsons) ausrichtet.

Die wissenssoziologisch spannende Frage lautet nun: Welche dieser ‚Figuren‘ liegt bei der Ausdeutung sinnhaften Handelns vor, das die qualitative/interpretative Sozialforschung anstrebt? Trifft Giddens Kritik an Schütz auch die qualitative/interpretative Sozialforschung? Oder anders: Wie sieht genau das Muster aus, das die hier leicht favorisierten hermeneutischen Interpretationen nutzen? Ist es im Kern funktionalistisch und damit obsolet?

Der Kern jeder Hermeneutik lässt sich trotz all ihrer Unterschiedlichkeiten im Einzelnen (siehe Kap. 5.4.2) mit den Worten von Odo Marquardt auf den Punkt bringen, nach denen die Hermeneutik immer die Suche nach der Frage ist, auf die eine untersuchte Handlungspraxis (aus der Sicht des Handelnden) die Antwort ist. „Man versteht etwas“, so Odo Marquardt, „indem man es versteht als Antwort auf eine Frage; anders gesagt: man versteht es nicht, wenn man nicht die Frage kennt und versteht, auf die es die Antwort war oder ist“ (Marquardt 1981: 118). All dies

36 Hier stellen sich für die Sozialwissenschaften Fragen nach der methodischen Verwertbarkeit des ‚Erfolgreichen‘, die in der klassischen Biologie als beantwortet gelten, wo alles, was erfolgreich ist, eine Aufgabe, Funktion besitzt, jedoch für die Sozialwissenschaften einer eigenständigen Überlegung und Abwägung bedürfen. Die Frage ist, ob jedes Verhalten eines Akteurs Sinn macht, eine Funktion hat, oder ob nur ein solches Handeln, das sich wiederholt, das also ein gewisses Muster aufweist, eine Funktion hat, und die weitere Frage ist, ob nur Muster mit positiven Auswirkungen Funktionen haben oder auch solche Muster, deren Konsequenzen für die Akteure und das Ganze weniger vorteilhaft sind.

motivierte Marquardt auch zu der viel grundsätzlicheren Frage nach der Frage, auf die historisch die Hermeneutik eine Antwort ist (zur Antwort auf diese Frage siehe ebd.).

Diese Metaphorik Marquardts ist zweifellos heikel, wie selbst Marquardt einräumt³⁷, ist doch die Antwort der aufschlussreiche Ausgangspunkt: Die Antwort gibt Aufschluss über die vorangegangene, also zurückliegende, nicht mehr vorhandene Frage. Die Hermeneutik bringt das Vergangene in die Gegenwart – durch Interpretation. Hans-Georg Soeffner, selbst ein Vertreter der sozialwissenschaftlichen Hermeneutik, hat die jeder Hermeneutik zugrundeliegende Denkbewegung so in Worte gefasst:

„Wenn Weber sich einen bestimmten Verband, eine bestimmte Religion, eine bestimmte Wirtschaftsform angesehen hat, dann hat er sie als in bestimmter Weise gegeben zunächst einmal vorgefunden. Die Frage hieß dann: Welches Problem wurde aus der Sicht der Akteure wahrgenommen und durch die daran anschließenden gesellschaftlichen Konstruktionen bewältigt, also welche Motive verbanden die Handelnden mit ihrer Selbstzuordnung zu einer Institution, zu einem Verband, zu einer bestimmten Wahrheit? So war z. B. das Zunftsystem ein System hochgradig geregelter Sozialverhaltens-Schemata. Hier ging es nicht darum zu rekonstruieren, wie das individuelle Handeln darauf zu reagieren hatte, sondern hier ging es um die Frage, was löst eine solche Institution wie die Zunft für die in ihr organisierten und arbeitenden Individuen.“ (Soeffner 2004b: 40)

Es geht Soeffner also um die Handelnden, deren Perspektive, deren Sicht der Dinge, deren Handlungssinn. Hermeneutiker/innen, die sich der Metaphorik Marquardts bedienen, finden in ihren Daten eine Handlungspraxis, also ein Resultat vor, und diese Handlungspraxis ist aus ihrer Sicht der Dinge die Antwort. Allerdings legt diese Metaphorik das Missverständnis nahe, dass die jeweilige Antwort ‚richtig‘ oder ‚passend‘ ist, also auch eine Lösung darstellt. Übersehen wird dabei leicht, dass es auch falsche und nicht-passende Antworten gibt.

Die Aufgabe der Hermeneutiker/innen ist es nun, die ursprüngliche Frage zu finden und bei ihrer Suche hilft ihnen die Antwort, enthält sie doch die Frage noch in sich. Deshalb lässt sich die ursprüngliche Frage noch entschlüsseln. Frage und Antwort verhalten sich wie Schloss und Schlüssel: wenn das Untersuchte der Schlüssel ist, dann kann man über die Form des Schlosses begründete Hypothesen aufstellen. Handeln versucht dabei immer wieder Ordnung herzustellen und dabei ist der Handelnde aus wissenssoziologischer Sicht manchmal erfolglos, manchmal

37 „[...] ich lasse es einfach darauf ankommen, dass das Frage-Antwort-Schema eine Metapher ist. Denn: wenn es eine Metapher ist, ist es zweifellos eine gute, eine fruchtbare“ (ebd.).

aber auch erfolgreich. Dieser Prozess verläuft nicht ohne Ordnung, nicht ohne Regel, gewiss ist dieser Prozess gestaltet von Kräften und Ordnungen oder wie Soeffner formuliert:

„Wissenssoziologie rekonstruiert den Prozess der uns aufgezwungenen Ordnungskonstruktionen, für Konstruktionen, die aber nur für gesellschaftliche Ausschnitte und immer nur bis auf Weiteres Bestand haben. Als Wissenssoziologen sind wir interessiert an der Prozessesstruktur und auch an der Begrenztheit von Ordnungskonstruktionen, sonst könnten wir wissenssoziologische Kritik an der gesellschaftlichen Wertschätzung bestimmter Ordnungsentwürfe in einem tiefen Sinn ja auch gar nicht äußern.“ (ebd.: 34)

Man kann allerdings auch davon ausgehen (so z. B. die objektive Hermeneutik, Oevermann 2000), dass viele Motive der Akteure nicht bewusstseinsfähig sind oder dass Akteure in ihrem Handeln von übergeordneten (latenten) Sinnstrukturen in ihrem Handeln gesteuert werden. Geht man davon aus, dann kann man vom subjektiv gemeinten Sinn (gänzlich) absehen und in der Auslegung von Handlungen an ein übergeordnetes Ganzes denken und so argumentieren: Wenn die vorliegende Handlung die Lösung ist, was war das latente Problem, also der latente Sinn der Handlung? Welches Problem löste das individuelle Handeln für das Ganze? Eine solche Deutungsfigur geht zwar ebenfalls vom Handlungsergebnis aus, stellt allerdings das individuelle Handeln in den Dienst einer Struktur, einer Ordnung, eines übergeordneten Ganzen. Das Handeln hatte dann die Aufgabe, die Funktion, ein positives Resultat für das Ganze zu erreichen. Hier entzieht sich nichts der Struktur. Auch hier gilt: Order at all points! Ordnung bis in die kleinsten Poren. Diese Position vertritt Oevermann entschieden: „Wir gehen dabei davon aus, daß nichts, auch nicht das geringfügigste Merkmal eines Interakts, zufällig erzeugt worden ist, sondern objektiv motiviert ist.“ (Oevermann et al. 1979: 399)

Kann es für eine solche objektive Hermeneutik ‚Fehler‘ und ‚Versprecher‘, also ungeordnete, sinnlose, zufällige Handlungsteile geben? Kann ein solcher Interpret bzw. eine solche Interpretin mit guten Gründen sagen, an einer bestimmten Stelle habe der Akteur etwas anderes gesagt oder getan, als er gemeint habe? Oder kann der/die Interpret/in mit guten Gründen sagen, eine Malerin hätte sich verzeichnet oder ein Designer hätte einen Fehler begangen? Ein klares ‚Nein‘ auf alle Fragen: Denn lässt eine solche Hermeneutik Fehler und Versprecher zu (ein Zugeständnis im Übrigen, das im Alltag selbstverständlich und für das Weiterführen laufender und Reparieren irritierter Interaktion und Kommunikation geradezu konstitutiv ist), gerät sie, und hier vor allem die Sequenzanalyse (ausführlicher hierzu siehe Kap. 5.4.3), für die ja gerade die Korrekturprozesse vermeintlicher (Freudscher)

Versprecher besonders aufschlussreich sind, schnell in eine schwierige Lage. Denn wie soll sie jetzt das Ordentliche vom Unordentlichen trennen?

Alles, was geschieht, hat eine Ursache, und alles, was geschieht, hat eine Wirkung, aber nicht alles, was geschieht, hat auch eine Funktion – so der Stand wissenschaftlicher Erkenntnis über den Zusammenhang von Ursache, Wirkung und Funktion. Alle Hermeneutiker/innen, die mit der Frage-Antwort-Metapher von Marquardt arbeiten, sind prinzipiell in Gefahr, Antworten mit Lösungen zu verwechseln. Betroffen von dieser Gefahr sind in besonderem Maße die Hermeneutiker/innen, welche die Sozialgeschichte und die Biologie nicht hinreichend voneinander trennen, und aus unterschiedlichen Gründen an der Vorstellung festhalten, alles Handeln sei eine sinnvolle Lösung eines Handlungsproblems, habe also eine Funktion und sei auch so zu interpretieren.

Handlungen ereignen sich jedoch, meist jenseits der Absicht der Akteure, eingebunden in vielfältige, sich überschneidende, sich einander bekämpfende kommunikative Handlungen, Formate und gesellschaftliche ‚Diskurse‘ (vgl. hierzu Keller 2011b; Keller/Knoblauch/Reichert 2013) – und was letztendlich gesagt und getan wird, ist das Ergebnis dieser Verstrickungen und Verwicklungen, nicht Ergebnis des Handelns eines planenden und monologisierenden Subjekts oder die Geburt einer ‚passenden‘, das Bewusstsein des Einzelnen übersteigenden Problemlösung. Handlungen ‚antworten‘ zwar in einem bestimmten Sinn auf ein Problem, genauer: sie schließen daran an, Lösungen stellen sie jedoch definitiv nicht dar – zumindest nicht immer und nicht überall. Das ist immer ex post im Einzelfall zu rekonstruieren.

Diese hier formulierte Position ist kein grundsätzlicher Abschied von der Hermeneutik, sondern nur ein Abschied von solchen Positionen, die glauben, dass ‚order‘ tatsächlich ‚at all points‘ sei oder dass Strukturen sich (mit Hilfe menschlichen Handelns) entlang historischer Entwicklungslinien auf ein bestimmtes Ziel hinbewegen. Stattdessen muss dem sinnhaften Handeln der Subjekte ein eigener und eigenständiger Wert eingeräumt werden: Der Pfad ihrer Entscheidungen ist nicht festgelegt, sondern er wird stets aufs Neue auch und vor allem aufgrund von kommunikativem Handeln geschaffen. Ein Schluss vom Handlungsergebnis auf Plan und Verlauf des Handelns verliert so jeden Boden unter den Füßen.

Folgt man dieser Einsicht, dann können Hermeneutiker/innen zwar vom Ergebnis einer Handlung guten Gewissens ausgehen, aber sie können das Ergebnis nicht mehr als passende Antwort, als praktische Lösung deklarieren, sondern müssen sukzessive die Praxis des Handelns und des Lebens, die Praxis der Macht Schritt für Schritt nachzeichnen, um so beschreiben und erklären zu können, wie es zu dem kam, was gekommen ist, und weshalb etwas in welcher Situation für wen eine ‚Lösung‘ darstellte. Ein solches Verfahren kommt natürlich nicht ohne Deutung, ohne Hermeneutik aus, enthält sich aber der integrierenden, der umfassenden Deu-

tung. Ein solches Verfahren sucht nicht die Figur, nicht den Sinn in der Geschichte, sondern die konkrete Gestalt des Gewordenen. Geschichte entfaltet sich dann nicht, sie reproduziert in der Aktion nicht immer wieder die gleiche Struktur, sondern Geschichte und Interaktion sind entwicklungs offene, einander bedingende und einander durchdringende Prozesse, die immer einmal wieder Muster bilden, sich dann jedoch immer wieder ihren eigenen Weg suchen bis zum nächsten Muster, das jedoch wieder ein völlig anderes sein kann.

2.2.3 Interpretieren – Methode, Handwerk, Kunst oder Kunstlehre?

Das Fundament aller qualitativen/interpretativen Forschung und die Begründung für deren Güte ist (wie eben erläutert) die Deutungsarbeit oder besser: die (hermeneutische) Interpretationsarbeit der Forscher und Forscherinnen (siehe auch Kap. 5.4.2). Wurde weiter oben diskutiert, was die Daten repräsentieren und was die keineswegs unproblematischen theoretischen Prämissen der Hermeneutik sind, soll hier das Deuten, das Interpretieren selbst in den Blick genommen werden und die Frage erörtert werden, ob jeder und jede ‚zutreffend‘ deuten kann, und: ob und wie man das Deuten lernen kann.

Erst einmal: Deuten kann man entweder alleine – was immer die Gefahr mit sich bringt, dass man sehr schnell nur noch das sieht, was man bereits am Anfang sah – oder aber man kann mit anderen gemeinsam interpretieren. Alleine zu interpretieren heißt, (leise) mit sich selbst zu sprechen, gemeinsam zu interpretieren heißt, mit anderen zu sprechen und sich über Lesarten und deren Begründbarkeit auszutauschen. Da man mit sich selbst selten gut diskutieren kann, ist in der Regel das gemeinsame dem einsamen Interpretieren vorzuziehen – aber nicht jeder/jede hat auch dazu die Mittel und/oder die Gelegenheit (dazu unten ausführlich in Kap. 2.2.4), weshalb man oft allein interpretieren muss. Deshalb hier erst einmal vorab einige Bemerkungen zum Interpretieren ganz allgemein. Diese gelten also für das einsame und das gemeinsame Interpretieren.

Interpretationen wachsen nicht von selbst aus den Daten³⁸ heraus, sondern werden entweder, wenn man alleine deutet, im Selbstgespräch oder im Falle einer Gruppeninterpretation kommunikativ von den Interpreten und Interpretinnen

38 ‚Daten‘ ist der Plural von ‚Datum‘ – lateinisch für das ‚Gegebene‘. Aber es ist mitnichten das Gegebene im Sinne von das wirklich ‚Vorhandene‘ und natürlich ist es erst recht nicht das, was gegeben ist, sondern allein das, was ‚genommen‘ ist, genauer: was sich die Forscher/innen genommen haben.

erst geschaffen, vorgetragen, gerechtfertigt und (manchmal auch) ratifiziert. Aber was bedeutet es, Daten zu interpretieren?

Interpretieren heißt erst einmal, etwas Gesagtes, etwas Geschriebenes, etwas Entäußertes anders zu formulieren als es ‚original‘, also in den Daten, formuliert wurde. Diese Reformulierung hat das Ziel, etwas deutlicher zu machen, etwas vor dem Hintergrund einer bestimmten Frage klarer auszudrücken, es in einen anderen Kontext zu stellen, um es in diesem neuen (theoretischen wie alltagspraktischen) Kontext besser verstehen zu können. Jede Interpretation macht Implizites explizit: sie buchstabiert einerseits aus, was entweder logisch oder empirisch aus dem Gesagten (das Implizite) folgt. Und sie buchstabiert andererseits aus, was aus der Art des Kommunizierens folgt – letzteres nennt Grice Implikaturen (Grice 1993a, 1993b). Wichtig ist, das Implizite und Implikaturen deutlich auseinander zu halten. Ein Beispiel: Wenn jemand in einem Auto zu dem Fahrer sagt: „Du, es regnet nicht mehr.“, dann impliziert dies (und das kann man als Interpret/in folgern), dass es vorher geregnet hat. Fragt man nach der Implikatur, dann fragt man danach, weshalb diese Äußerung in dieser Situation getätigt wurde und dann kann man eine Lesart (= Deutung) entwickeln, dass der Beifahrer den Fahrer sozial abgefedert dazu auffordern möchte, den quietschenden Scheibenwischer abzustellen. Implikaturen ergeben sich aus der Kommunikationskultur einer Gesellschaft, das Implizite jedoch aus der Logik oder dem Weltwissen (siehe auch weiter unten; Reichertz 2009).

Wenn hier gesagt wurde, dass Interpretieren vor allem bedeutet, dass Implizite explizit zu machen, dann ist einem Interpreten bzw. einer Interpretin noch nicht wirklich weitergeholfen. Denn jeder kommunikative Akt beinhaltet (nimmt man es genau) eine komplette subjektive Lebenswelt und die Frage ist, was denn von dieser Welt jeweils explizit werden soll. Ganz gewiss ist die Antwort auf diese Frage abhängig von der jeweiligen Fragestellung der eigenen Forschung und deshalb nicht allgemein zu beantworten.

Für meine vornehmlich hermeneutisch arbeitenden und soziologisch orientierten Forschungsarbeiten (und vor diesem Hintergrund argumentiere ich) hat sich herausgestellt, dass es lohnenswert ist, jeweils drei Fragenkomplexe mehr oder weniger systematisch zu bearbeiten. Der erste Fragenkomplex richtet sich auf den Inhalt des jeweils Kommunizierten, der zweite Fragenkomplex auf die Kommunikation als situierte kommunikativer Handlung und der dritte Fragenkomplex richtet sich auf die Suche nach dem verbindenden Muster.

Im Weiteren möchte ich diese Fragen anhand eines kurzen Beispiels erläutern: Jemand sagt in einem Gespräch zu seinem Gegenüber: „Und als ich auf die Straße

gehen wollte, fing es plötzlich an sehr stark zu regnen. Ein Auto konnte nicht mehr bremsen.“³⁹

1. Will man das dieser Äußerung Implizite explizit machen, kann man im ersten Fragenkomplex nach dem fragen, was sich aus dem Inhalt des Kommunizierten (logisch) ergibt. Fruchtbar ist es, an eine solche Äußerung zumindest drei Fragen zu stellen:
 - a. Was folgt aus dieser Äußerung für die Interpreten/innen, wenn sie ihr Wissen um die empirische Welt in Rechnung stellen?
 - b. Sicher folgt daraus, dass Regen nass macht, dass Straßen künstlich angelegte Bahnen sind, auf denen vor allem motorisierte Fahrzeuge, die von Menschen gesteuert werden, mehr oder weniger schnell fahren, und dass es immer eine gewisse Gefahr mit sich bringt, wenn ein Mensch eine Straße überqueren will. Aus dem Wissen über die Welt folgt auch, dass nasse Straßen glitschig sind und sich somit der Bremsweg von Autos verlängert.
 - c. Was folgt aus dieser Äußerung für die Interpreten/innen, wenn sie ihr Wissen um die soziale Welt in Rechnung stellen? Welche sozialen Verhaltensweisen folgen aus dieser empirisch gegebenen Welt?
 - d. So neigen Menschen zum Beispiel dazu, sich vor dem Regen mit Regenschirmen zu schützen oder Mäntel über den Kopf zu ziehen und hastig über die Straße zu eilen, um so wenig wie möglich nass zu werden etc.
 - e. Was folgt aus dieser Äußerung für die Interpreten/innen, wenn sie ihr Wissen um die Kommunikationsweisen in ihrer Kultur in Rechnung stellen?
 - f. Man muss sich also fragen, weshalb der Kommunikator das von ihm Geäußerte so äußert, wie er es tut (vgl. Grice 1993a, 1993b). Zum Beispiel gehen normale europäische Erzähler/innen und Hörer/innen davon aus, dass der Satz, nämlich dass das Auto nicht mehr bremsen konnte, etwas mit dem Regen und der Überquerung der Straße zu tun hat, dass er auf jeden Fall relevant ist, um das, was erzählt wird, zu verstehen.
2. Der zweite große Fragenkomplex – Kommunikation als situierte kommunikative Handlung – interessiert sich vor allem für die kommunikative Handlung, die mit der Äußerung von den Beteiligten vollzogen wird. Hier sind vor allem, will man die o. a. kommunikative Handlung verstehen, folgende Fragen von großer Wichtigkeit:
 - a. Was sagt die Kommunikatorin mit ihrer Äußerung über sich selbst und ihre Identität aus?

39 Eine sehr viel ausführlichere Interpretation eines Beispiels findet sich in Reichertz (2009: 24-32).

- b. Was sagt der Kommunikator mit seiner Äußerung über sein Gegenüber bzw. dessen Identität aus?
 - c. Welche Beziehung etabliert er/sie mit seiner/ihrer Äußerung?
 - d. Was bedeutet diese Äußerung im Rahmen der gemeinsamen Erstellung einer Gesprächsordnung? (Diese Fragen werden vor allem von der Konversationsanalyse behandelt.)
 - e. Wie verändert die Äußerung die jeweilige Kommunikationssituation bzw. das Handeln der Beteiligten?
3. Der dritte große Fragenkomplex richtet sich auf die Suche nach dem verbindenden Muster. Hier wird vor allem danach gefragt, ob sich ‚hinter‘ oder ‚in‘ der Darstellung der eigenen Identität, der Zuweisung der Identität des anderen, in der Herstellung des jeweiligen Verhältnisses Muster finden lassen, also Gemeinsamkeiten, die sich wiederholen.

Wenn man solche findet, kann man sich darüber hinaus fragen, ob sich zwischen den Mustern Metamuster finden lassen, also Muster, die sich aus dem Zusammenspiel anderer Muster ergeben und welche die Weiterentwicklung von Mustern verständlich machen können.

Die Suche nach Mustern kann man zu immer abstrakteren Stufen, aber auch in unterschiedliche Richtungen weitertreiben. Wann man damit zu Ende ist, kann nur forschungspragmatisch bestimmt werden.

Die oben genannten Fragen kann man ebenfalls nur forschungspragmatisch und analytisch voneinander abtrennen. In der konkreten Arbeit durchmischen sie sich, oft springt man von der Beantwortung der einen Frage zu der Beantwortung einer ganz anderen, was wiederum Konsequenzen für die Beantwortung einer dritten Frage hat. Auch ist die Liste mit den oben genannten Fragen nicht vollständig; welche Fragen jeweils sinnvoll sind, das ergibt sich aus der Anlage der Forschung und dem jeweiligen Stand der Forschung. Auch die hier vorgegebene Ordnung der Fragen ist nicht verbindlich: Es ist nicht so, dass man bei der ersten Frage anfangen sollte und bei der letzten enden sollte. Das ist zwar in der Regel sinnvoll, es kann jedoch auch von dieser Regel Ausnahmen geben. Was man also in welcher Reihenfolge wie tun soll, kann nicht exakt und endgültig bestimmt werden, sondern ergibt sich aus der jeweiligen Forschung und hängt vom jeweiligen Fall ab.

Verstehen beruht, das gilt allgemein, immer auf der Fähigkeit, Bedeutung produzieren zu können, sich also mit Hilfe von Zeichen aller Art in einer bestimmten Sprach- und Interaktionsgemeinschaft so ausdrücken zu können, dass man dort die intendierten Handlungen auslösen kann. Verstehen erlernt man wie das Kommunizieren in der alltäglichen Kommunikation – erst mit den primären Bezugspersonen, dann mit allen, die relevant werden. Interpretieren heißt also,

aufgrund der Kenntnis um die Regeln der Bedeutungsproduktion die Bedeutung von Daten reproduzieren zu können.

„Die Verbindlichkeit der Textinterpretation gründet sich auf die Regelgeleitetheit sozialen Handelns. Der Geltungsanspruch, den die objektiv hermeneutische Bedeutungsexplikation erhebt, stützt sich auf die Inanspruchnahme geltender Regeln. Soziales Handeln konstituiert sich entlang dieser Regeln und die Interpretation der Protokolle dieses Handelns erfolgt unter Rückgriff auf unser Regelwissen.“ (Wernet 2009: 13; vgl. auch Oevermann 2000, 2013)

Über diese Kompetenz des Bedeutungsproduzierens und Bedeutungsverstehens verfügt jedes sozialisierte Mitglied einer Sprach- und Interaktionsgemeinschaft. Allerdings gilt es zu unterscheiden zwischen dem Erkennen der pragmatischen Handlungsbedeutung im Alltag und der sozialwissenschaftlichen, methodisch angeleiteten Rekonstruktion von Bedeutung im Alltag der Wissenschaft. Nur Letztere interessiert hier.

Eine sozialwissenschaftliche Interpretation ist die (im Idealfall) ‚bedeutungsgleiche‘ Transformation eines Datums (Textstelle) in einen anderen, abstrakteren Text. Interpretieren heißt zu sagen, dass unter einem bestimmten Blickwinkel das Ereignis X auch ein Fall von Typus U ist. Da es unterschiedliche Abstraktionsstufen gibt, kann eine Deutung mehr oder weniger ‚tief‘ sein. So kann die Äußerung: „Ich will, dass Du mir das Brot bringst!“ erst einmal gedeutet werden als der Wunsch des/der Sprechenden, dass der/die Hörende ihm das Brot bringt. Dann kann die Äußerung als Befehl und damit als Beziehungshinweis verstanden werden. In einer weiteren Abstraktionsstufe kann sie aber auch rekonstruiert werden als ein Ausdruck von Dominanz oder zumindest als einen Versuch, diese Dominanz herzustellen. Natürlich kann man dies noch weitertreiben.

Eine solche sozialwissenschaftliche Dateninterpretation ist für manche Sozialwissenschaftler/innen eine Methode oder eine Technik, für andere ist sie ein Handwerk, das in Lehrjahren praktisch erlernt werden kann, und für wieder andere eine Kunst, die nur mittels eines engen Lehrer-Schüler-Verhältnisses und viel Praxis auf den Zögling übertragen werden kann (allgemein: Oevermann 2013, Roth 2015). Zum Verständnis dieser Differenzierung eine kurze Begriffsklärung:

Eine Methode gibt genau an, wie man Schritt für Schritt vorzugehen hat, steht man vor einem Problem. Die Methode benennt alle Handlungen, die vorzunehmen sind, und sie beschreibt diese exakt, operationalisiert sie. Methoden sind genaue Handlungsrezepte, die niedergeschrieben auch im Fernstudium erworben und von allen Lesegewandten auch angewendet werden können.

Fast die gleichen Konnotationen hat der Begriff Technik, nur dass er aus dem Bereich der Ingenieurwissenschaften kommt.

Das Handwerk akzentuiert sehr stark die Tätigkeit der Hand, also das praktische Tun. Würde der Begriff auch die mentale Tätigkeit betonen, wäre der Begriff *Handwerk* angemessen. Denn die Beherrschung eines Handwerks setzt in der Regel eine mehrjährige Lehrzeit voraus, in welcher der Lehrling und später der Geselle vom Meister das Handwerk lernt, indem er ihm zuschaut, etwas selbst versucht und vom Meister so lange verbessert wird, bis der Lernende es dem Lehrenden gleichtun kann. Die handwerkliche Kunst – auch hier spricht man von Kunst – kann nicht operationalisiert werden, sondern wird durch Mitagieren übernommen.

Das Verfahren der Sinnrekonstruktion (Interpretation) ist jedoch zugleich keine Kunst, denn *Kunst* impliziert das genialische Tun eines Einzelnen. Der Künstler schafft Neues, zumindest liefert er neue Sichtweisen, und er ist nicht – das gilt für die Moderne – mit dem leidigen Geschäft der ökonomischen gesellschaftlichen Reproduktion belastet. Zudem arbeitet die Künstlerin stets mit Symbolen, letztlich also mit dem Kopf. Doch *Kunst* ist qua Definition der Akt eines einzelnen Menschen. Sie ist nicht diskursiv übermittelbar, und es ist keine Kunst, den Meister vollendet zu kopieren: *Kunst* ist nicht zu erlernen. Diese Implikationen des Kunstbegriffes machen ihn für die Wissenschaft, den Bereich des Diskurses und der Lehre, unbrauchbar.

Von der Sache her kann Interpretieren weder Methode, noch Technik, noch Handwerk noch Kunst sein. Wegen der prinzipiellen Kontextsensitivität und Fallspezifität des Interpretierens ist eine Operationalisierung, also die vollständige Angabe der einzelnen Schritte, nicht möglich: was jeweils wann wie gedeutet werden kann, hängt immer vom Kontext und der Entwicklung des Falles ab. Deshalb kann es auch theoretisch keine exakte Beschreibung des richtigen Interpretierens geben. Daher ist das Interpretieren weder Methode noch Technik. Interpretieren ist kein Handwerk, weil es vor allem mentale und kommunikative Fähigkeiten erfordert, und Interpretieren ist keine Kunst, weil sie nichts Neues schafft und nichts Neues schaffen will. Deshalb scheint mir der Begriff ‚Kunstlehre‘ angebracht, weil er Handwerk und Kunst miteinander verbindet.

Will man allein durch die Lektüre entsprechender Methodenbücher eine bestimmte Praktik des Interpretieren erlernen, so hat man schnell ein massives Problem: Da Methoden nie vollständig (also restlos) beschrieben werden können, ist das Erlernen von Interpretationspraktiken zu vergleichen mit dem Erlernen von bestimmten Tänzen. Auch Tänze kann man nicht vom Blatt lernen. Da helfen weder extrem gute Beschreibungen noch auf Papier gedruckte Tanzschritte, die man auf dem Boden auslegen und dann ‚betanzen‘ kann. Versucht man es dennoch, folgt notwendigerweise daraus, dass neue Varianten der Interpretationspraktik wachsen und meist mit der in Anspruch genommenen Methode nichts oder nur wenig zu tun haben.

Der zweite Weg, das Interpretieren praktisch zu erlernen, und dies dürfte der Normalfall sein, besteht im wiederholten praktischen Mitmachen – entweder in einer Art Meister-Lehrling-Beziehung oder aber in einer Interpretationsgruppe. Da aber Meister-Lehrling-Beziehungen meist in ein soziales Feld (Universität, Ausbildung, Studium etc.) eingebettet sind, stellen sie eine besondere Teilmenge des sozialen Lernens in Interpretationsgruppen dar.

In beiden Fällen findet die Unterweisung in der Regel mündlich und meist en passant statt. Insofern ergibt sich das Erlernen einer Interpretationspraxis immer aus dem Abgucken bei anderen: Man schaut und hört, wie die anderen Erfahren(er)en es machen, und imitiert anfangs sehr stark. Später erprobt man schrittweises das Gehörte und wird immer wieder (meist implizit) korrigiert. Diese Sozialisierung des praktischen Tuns im Rahmen einer Denk- und Interpretationsschule wird zwar durch bestimmte explizite Imperative strukturiert („Bilde möglichst viele Lesarten! Interpretiere Sequenzen! Entwickle alternative Lesarten!“ usw.), sie ist aber im Kern nicht systematisierbar. Schon aus diesem Grund vollzieht sich die Sozialisation ausschließlich im Rahmen der Interpretationsgruppe und meist verbleibt sie auch in dieser Gruppe. Weil also die Praktiken des Interpretierens immer auch auf sozial erworbenen Praktiken beruhen und diese notwendigerweise beinhalten, sollte das Interpretieren nicht nur in einer Gruppe erlernt werden, sondern immer auch in einer Gruppe ausgeübt werden (siehe Reichertz 2013b).

Darüber hinaus muss sich jede verstehende Sozialwissenschaft auch mit dem Problem auseinandersetzen, welchen Ansprüchen diese Interpretationen genügen müssen und wann die Interpretationen alle relevanten Faktoren erfasst haben. Denn diese Interpretationen selbst müssen es ermöglichen, Modelle von den anderen als Akteure und auch Modelle von den Gründen der anderen zu machen, von denen mit guten und angebbaren Gründen gesagt werden kann, dass sie zumindest hilfreich dabei sind, das vergangene Handeln der anderen zu verstehen und das zukünftige Handeln anderer (in Grenzen) vorherzusagen.

Bekanntlich hat Max Weber die anspruchsvolle Forderung erhoben, die Modelle bzw. die Konstruktionen des/der Wissenschaftler/in (also die Interpretationen) sollten geeignet sein, das Handeln der Menschen verstehend zu erklären (Weber 1972), was für ihn bedeutet, dass die Interpretationen des/der Wissenschaftler/in zwei Bedingungen erfüllen sollten, nämlich dass erstens die Konstruktionen sinnadäquat und zweitens die Konstruktionen kausaladäquat sind.

Mit sinnadäquat ist angesprochen, dass die Konstruktionen von Wissenschaftler/innen, egal wie logisch und plausibel sie dem Einzelnen auch sein mögen, in einem festen Kontakt bzw. bestimmten stabilen Verhältnis zu den ‚wirklichen‘ Motiven der handelnden Subjekte sind (Weber 1972: 5; Eberle 1999). Damit steckt hinter der Sinnadäquanz die Forderung, dass die wissenschaftlichen Konstruktionen

durchaus in einem (wenn auch nicht genau umrissenen) Repräsentationsverhältnis zum Original stehen sollten. Der untersuchte Akteur sollte zumindest in etwa bei seinem Handeln die von Wissenschaftler/innen ermittelten Motive gehabt haben und sein Handeln entsprechend sinnhaft aufgeschichtet haben.

Hinter der Kausaladäquanz steht im Prinzip eine sehr ähnliche Forderung. Auch hier fordert Weber, dass die Konstruktionen der Wissenschaftler/innen nicht irgendwelche plausiblen, logischen und nachvollziehbaren Gründe für das Handeln benennen, sondern dass diese Gründe in dem untersuchten Handeln tatsächlich von Bedeutung waren (Weber 1972: 5; Eberle 1999). Hier findet sich also ebenfalls die Forderung, dass Modelle und Original zumindest im Hinblick auf die wesentlichen Punkte in einem Repräsentationsverhältnis stehen, dass also (wie genau oder ungenau auch immer) die Modelle mit dem Original stabil in Verbindung stehen bzw. dieses in gewisser Weise abbilden.

Nun ist diese Forderung aus erkenntnistheoretischer Sicht – streng genommen – unhaltbar. Denn von der in dieser Forderung implizit enthaltenen Widerspiegelungs- bzw. der Abbildtheorie haben sich fast alle Sozialwissenschaftler/innen in großer Einhelligkeit verabschiedet (Ausnahme: der Neue Realismus, vgl. Gabriel 2014) und es herrscht heute Konsens darüber, dass die Modelle von menschlichem Handeln interessierte Konstruktionen sind, die aus verschiedenen Kontexten resultieren, kommunikativ und meist von Gruppen geschaffen und für verschiedene Diskurse produziert werden (allgemein dazu Reichertz 2013b).

2.2.4 Gemeinsam Interpretieren

Das Verstehen des Sinns von Interaktionen, Kommunikationen und Dingen, also die eben beschriebene ‚interessierte kommunikative Konstruktion‘, ist grundsätzlich für jede Art von (Sozial-)Forschung sowohl konstitutiv als auch problematisch. Dies gilt allerdings insbesondere für die qualitative Sozialforschung und hier noch einmal mehr für all die Praktiken des Verstehens von Sinn, welche sich explizit auf eine wie auch immer geartete ‚Hermeneutik‘ berufen. Dies vor allem, weil jeder Verstehensarbeit die jeweils eigene historische wie soziale Bedingtheit vorgehalten und somit deren Validität in Frage gestellt werden kann. Das Validitätsproblem ist deshalb für jede Verstehenspraxis konstitutiv, weshalb in den letzten Jahrzehnten auf verschiedene Weise versucht worden ist, diesem Problem mit einer Reihe, teils recht unterschiedlicher Maßnahmen zur Qualitätsverbesserung und Qualitätssicherung zu begegnen.

Ein ganz wesentliches Mittel der Qualitätssicherung ist die allgemein zu beobachtende Kanonisierung der unterschiedlichen Praktiken des Verstehens (siehe

weiter oben). Ein ganz wesentliches Mittel der Qualitätsverbesserung ist die weit verbreitete Praxis, das Verstehen von Sinn nicht einem einzelnen Interpreten bzw. einer einzelnen Interpretin zu überantworten, sondern dessen/deren ‚Beschränktheiten‘ durch die Hinzuziehung weiterer Interpreten/innen aufzubrechen, um so auch eine ‚multiperspektivische Interpretation‘ der Daten zu ermöglichen (vgl. Schröder et al. 2012).

Gemeint ist damit, dass mehrere ausgebildete Wissenschaftler/innen gemeinsam das Material miteinander (in einem Kampf um die beste Lesart) interpretieren (= Gruppeninterpretation) und ihre Ergebnisse immer wieder einer wissenschaftlichen Kritik aussetzen – was auch bedeutet, dass die qualitative Forschung nicht mehr nur auf den Schultern von Einzelkämpfer/innen ruht, sondern durch die kooperative und konkurrierende Teamarbeit gekennzeichnet ist, in der es dann auch nicht (nur) darum geht, die in der Gruppe vorhandenen Interpretationsangebote auf eine Zentralperspektive, also eine Lesart, zu reduzieren. Vielmehr geht es darum, das Interpretationswissen und die Interpretationskompetenz der an der Gruppe beteiligten Interpreten/innen durch die Verschränkung ihrer jeweiligen Interpretationsperspektive zu weiten.

Interpretationsgruppen bestehen in der Regel aus vier bis zehn (Nachwuchs-) Wissenschaftlern bzw. Wissenschaftlerinnen, die wiederholt für eine bestimmte Zeit in einem Raum (dieser kann auch virtuell sein) zusammen Daten interpretieren. In der Regel gibt es dabei einen/eine Moderator/in (meist die Ranghöchste oder der Erfahrenste in der Gruppe), der/die die Deutungsarbeit anleitet, indem er/sie Textstellen vorschlägt, gezielt Fragen stellt, Lesarten sammelt und verdichtet und oft auch angibt, wann eine Textstelle hinreichend ausgelegt ist, so dass man zum nächsten Datum weitergehen kann. Entweder wird die Interpretationssitzung protokolliert oder aber mit Tonband aufgezeichnet, was eine Fülle von neuem Material für die Textauslegung schafft. Will man sich später für die Anfertigung eines Berichts oder eines Artikels den Interpretationsgang wieder in Erinnerung rufen, dann sollten allerdings (erst einmal) nur die Protokolle der Interpretationssitzungen genutzt und die jeweiligen Mitschnitte nur im Zweifelsfall hinzugezogen werden.

Obwohl Interpretationsgruppen manchmal auch nur einmal zusammen kommen und sich wieder auflösen können, ist die Mehrzahl von ihnen meist über eine gewisse Zeit stabil. Entweder werden sie von den jeweiligen (Seminar-)Leitern/innen zusammengerufen oder aber mehrere Studierende tun sich für eine bestimmte Zeit oder ein bestimmtes Projekt zusammen, um gemeinsam zu interpretieren. Oft treffen sie sich regelmäßig, um an dem Material kontinuierlich weiter zu arbeiten. Deshalb bilden sich schnell bestimmte soziale Formen des Umgangs miteinander (lokale Ordnungen), aber auch gemeinsame Sichtweisen, wie man etwas wahrzunehmen und zu deuten hat (Denkstile).

Deuten selbst ist ein sukzessives Erarbeiten einer oder mehrerer Lesart/en von Textstellen oder ganzen Texten (Abstraktion). Gemeinsam deuten heißt:

- die Beteiligten äußern abwechselnd (ohne feste Ordnung durch Selbstauswahl, angeleitet durch einen/eine Moderator/in mit besonderen Rechten und Pflichten) sukzessiv Lesarten;
- sie geben Gründe an, weshalb etwas für sie eine Deutung ist und weshalb die Lesart aus ihrer Sicht zutreffend ist;
- es kommt sukzessive zu einer gegenseitigen kommunikativen ‚Validierung‘ (auch: Konstruktion), ob die Gründe angemessen und hinreichend sind;
- und zum Schluss kommt es zu einer impliziten oder expliziten (endgültigen) Ratifizierung der Lesart/en durch die Gruppe (oder Teile der Gruppe).

Auf der Grundlage dieser Ratifizierung, die oft auch nur vorläufig ist und jederzeit wieder zurückgenommen werden kann, werden weitere Daten interpretiert. Am Ende ist man angekommen, wenn die Interpretation aller oder hinreichend vieler Daten zu einer Sinnfigur führt, mit der alle oder hinreichend viele Daten verstanden (manchmal auch erklärt) werden können.

Daten in einer sogenannten ‚Interpretationsgruppe‘ (in diesem Setting nach diesem Prozedere) zu interpretieren ist in Deutschland eine weit verbreitete, jedoch relativ junge, historisch gewachsene Praktik innerhalb der qualitativen Sozialforschung. Das Ziel dieser Interpretationsgruppen ist es, ‚belastbares‘ Wissen über das Handeln und die alltäglichen Praktiken von Menschen, über deren Werte, Normen und Kultur, über deren Typisierungen und den Prozess des Typisierens, über deren spezifische Typen, Regeln und Gesetze, kurz: über deren kommunikative Konstruktion der sozialen Welt, zu generieren. Insofern sind Interpretationsgruppen erst einmal spezifische Medien/Mittel oder soziale Techniken der Wissensgenerierung oder genauer: der kommunikativen Generierung sozialwissenschaftlichen Wissens über die soziale Welt, also der kommunikativen Konstruktion von Wirklichkeit (vgl. Reichertz 2009, Keller/Knoblach/Reichertz 2013).

Von Interpretationsgruppen wird in der Fachliteratur oft behauptet, dass die ‚Qualität‘ des so generierten Wissens ‚besser‘ sei als das in Einzelarbeit geschaffene Wissen. Oft wird dabei übersehen, dass (ganz basal) Interpretationsgruppen dabei helfen können, Daten überhaupt erst einmal zu verstehen – wie Rolf Haubl zutreffend zu Protokoll gibt: „Die Besprechungen in der Gruppe entwickeln sich zu einem gemeinsamen Lernprozess, der das Verständnis überholt, das die individuelle Bearbeitung eines Transkriptes erreicht hat“ (Haubl 2013: 16).

Darüber hinaus sollen die Gruppeninterpretationen ‚mehr Qualität‘ aufweisen. Unter diesem ‚Mehr an Qualität‘ wird (je nach wissenschaftstheoretischer Aus-

richtung) mal ‚kreativer‘, ‚vielfältiger‘ und auch ‚valider‘ verstanden. Immer jedoch soll man mit Gruppen ‚mehr sehen‘ können als alleine – frei nach dem Diktum von Husserl (und Soeffner), dass der, der mehr sieht, auch mehr Recht hat. Gerd Riemann fasst die Hoffnungen und Erwartungshaltungen an Gruppeninterpretationen so zusammen:

„Die Wirksamkeit zentraler Aktivitäten der Datenanalyse [...] kann dadurch gesteigert werden, dass sie sich in der Interaktion einer Arbeitsgruppe von – natürlich auch studentischen – Forscherinnen und Forschern entfaltet: man entdeckt mehr im gemeinsamen – mündlichen – Beschreiben von Texten, die Darstellung wird facettenreicher und dichter; und das dialogische Argumentieren – das Behaupten, Bestreiten, Bezweifeln, Begründen und Belegen – führt zu einer Differenzierung und Verdichtung von analytischen Abstraktionen, kontrastiven Vergleichen und theoretischen Modellen.“ (Riemann 2011: 413)

Betont Riemann in seiner Lobrede auf die Interpretationsgruppen vor allem, dass die Gruppen ‚mehr‘ und ‚differenzierter‘ seien als Einzelne, so betont Ulrich Oevermann die Gültigkeit der auf diese Weise gewonnenen Deutungen. Er vertritt nämlich die Position,

„[...] daß man im Prinzip, wenn man nur lange genug, mit Rückgriff auf das intuitive Regelwissen, eine entsprechende konkrete Äußerung interpretiert und auslegt, ohne auf irgendwelche technischen Mitteln und Analysemethoden zurück zu greifen, auf einen gültigen Begriff [...] kommen kann.“ (Oevermann 1983: 246)

Auch wenn sich die hier vorgestellten Rechtfertigungen für die Nutzung von Interpretationsgruppen deutlich voneinander unterscheiden, gehen doch beide Autoren davon aus, dass Interpretationsgruppen bessere Produkte/Ergebnisse erzeugen können. Insofern werden Gruppeninterpretationen in diesen Forschungstraditionen als ein effektives Mittel der Qualitätsverbesserung eingesetzt.

Gruppeninterpretationen als Mittel der Qualitätsverbesserung von Verstehenspraktiken setzen auf die überzeugungsbildende, überzeugungsfestigende und überzeugungsübertragende Kraft einer streitbaren Debatte. Hier ist ausdrücklich keine Variante der Konsensustheorie (im Sinne von Habermas) gemeint, da es bei Interpretationsgruppen keinesfalls um den sich über Raum und Zeit hinwegsetzenden herrschaftsfreien Diskurs der Wissenschaftler/innen geht, der nur dem besseren Argument verpflichtet ist und in the long run zur Erkenntnis führt, sondern hier ist der konkrete, in bestimmten Situationen verankerte Konsens in einem auch arbeitsrechtlich geregelten Projektteam (= Kollegen/innen, Mitarbeiter/innen, Hilfskräfte, Studierende) gemeint.

Man vertraut in einem solchen Falle einerseits voller Demut, andererseits voller Optimismus auf die Intelligenz des konkreten Diskurses, der konkreten Debatte, also der Diskussion. Voller Demut, weil man sich der Gruppe beugt, und voller Optimismus, weil man der Intelligenz der Gruppe vertraut – so zumindest die offizielle und meist implizite Theorie (auch wenn die Wirklichkeit der Interpretation oft anders aussieht und der Weg zur gemeinsamen Lesart komplexer und verschlungener ist). Man rechtfertigt schlussendlich das, was als ‚gültige‘ Erkenntnis vorgestellt wird, nicht mehr mit dem Verweis auf Verfahren oder eigene Hellsichtigkeit, sondern man tritt bescheiden zurück und sagt: „Nicht nur ich habe mit Hilfe der Kenntnis um die Regeln der Bedeutungskonstitution die Bedeutung des zu Interpretierenden rekonstruiert, sondern diese Rekonstruktion geht auf die Arbeit einer Gruppe von Menschen zurück, die über die Regeln der Bedeutungskonstitution ebenfalls verfügen und gemeinsam kommen wir nach einem Austausch und der Diskussion unterschiedlicher Lesarten darin überein, dass die Bedeutung des zu interpretierenden Datums die Lesart ‚X‘ ist.“

Hier zeigt sich sehr deutlich die Abkehr von der (alten) Vorstellung des einzelnen (genialen) Wissenschaftlers, der abgeschieden von der Welt in seinem privaten Elfenbeinturm nur mit sich selbst spricht und so das Neue aus sich heraus ‚gebirt‘. Stattdessen zeigt sich in der Gruppeninterpretation das in diesem Ansatz eingelassene Vertrauen auf die Intelligenz und auch die soziale Kraft einer konkreten (meist hierarchisch gegliederten) Arbeitsgruppe und in die in ihr eingelassene Perspektivenvielfalt. Ronald Kurt hat diese Bewegung weg vom Einzelnen hin zur der Gruppe etwas poetisch so beschrieben:

„Das Entscheidende ist, dass es hier nicht der Genius Einzelner ist, der das Neue gleichsam aus dem Nichts erzeugt. Die Antithese zum Mythos des genialen Einzelnen ist die Genialität der improvisatorischen Teamarbeit. Es ist der Genius der Gruppe, der das Neue schafft – aus einer kollektiven Improvisation heraus, welche die Ich-Grenzen der interpretierten Individuen in einem gemeinsamen Flow-Erlebnis zum vollständigen Verschwinden bringen kann.“ (Kurt 2012: 179)

Die Macht, Gültigkeit und theoretische Reichhaltigkeit zu verleihen, wird auf diese Weise nicht mehr an einen Einzelnen, auch nicht an eine objektivierbare, kontrollierbare und intersubjektiv nachvollziehbare Prozedur (also an etwas Nicht-Subjektives) gebunden, sondern ausdrücklich dem Diskurs oder besser: dem gemeinsamen streitbaren Gespräch interessierter Wissenschaftler/innen und damit einem sozialen Prozess überantwortet, in dem auch die konkreten Machtunterschiede eine Rolle spielen.

Ein Wort zur Macht: Der Macht haftet bei den Soziologen/innen ein schlechter Geruch an. Denn Macht wird vor allem unter dem Aspekt Thema, dass sie die

Erkenntnis behindert, Wissen unterdrückt und das Denken verunstaltet. Das ist sicherlich manchmal (oder auch oft) der Fall (je nach Gesellschaft und Zeit), aber was ebenfalls manchmal (oder auch oft) der Fall ist, das ist, dass Macht das Forschen erst möglich macht. Erst Macht schafft den Raum, den man benötigt, um mit anderen über die Deutungen von Welt zu streiten, selbst dann, wenn in diesem Raum nicht nur das gute Argument, sondern auch Rang und Stellung zählen. ‚Macht‘ ist also nicht etwas, was die Suche nach Interpretationen erschwert oder behindert (Chef/ in setzt sich mit seiner/ihrer Lesart durch), sondern auch die Bedingung dafür, dass eine solche Suche nach Lesarten überhaupt stattfinden kann.

Getragen wird die Gruppeninterpretation von dem meist nicht thematisierten Glauben bzw. der Hoffnung, dass es prinzipiell möglich ist, innerhalb einer Gruppe, aber auch innerhalb der *scientific community*, einen Konsens über die Bedeutung von Daten zu erlangen – wenn auch nur in the long run. Das ist keineswegs selbstverständlich, gehen doch viele Interpretationstheorien von der prinzipiellen Unvereinbarkeit von Interpretationshorizonten aus – somit also nicht von einem Konsens-, sondern einem Konfliktmodell.

Über die Vollzugswirklichkeit von Gruppeninterpretationen ist fast nicht bekannt. Hier und da finden sich Anekdoten über die Besonderheiten bestimmter Forscher/innen bzw. bestimmter Methoden. Ansonsten kennt man die Methoden des wissenschaftlichen Arbeitens aus den durchweg idealisierenden Methodenbüchern. Hier findet sich die Beschreibung der Norm, jedoch nicht die der Praxis. Soziologische Forschungspraxis war bislang nur in Ausnahmefällen (z. B. bei der Sozionik) Gegenstand der (Wissenschafts-)Forschung (vgl. Strübing 2005: 30; allgemeiner formuliert bei Leahey 2008: 36).

Die Ergebnisse der Science and Technology Studies belegen zwar die grundlegende Bedeutung von Interaktion und Kommunikation im Alltag jeder Forschung und lenken somit den Blick auf den Alltag der Forschung. Sie können jedoch nur begrenzt übertragen werden, da sie zu allgemein sind und die Vollzugswirklichkeit solcher Kommunikationsprozesse weder theoretisch noch empirisch genau genug in den Blick nehmen.

Eine, wenn auch sehr begrenzte, Ausnahme bildet eine Arbeit von Burkhard Schäffer (2010). Er analysiert in einer kleinen Studie die Interpretation einer Gruppendiskussion in einem seiner Seminare. Allerdings geht es ihm nur darum zu zeigen, wie sich im Verlauf des gemeinsamen Interpretierens Schritt für Schritt ein gewisser Stil, ein Habitus des Forschens etabliert. Schäffer sieht aber auch die Grenzen seiner Arbeit:

„Die Kommunikations- und Interaktionsprozesse darzustellen, die bei der Diskussion reflektierender Interpretation in der Seminargruppe ablaufen, ist an dieser Stelle nicht möglich.“ (Schäffer 2010: 296)

Dieses Fehlen von Reflexionswissen über die Praxis sozialwissenschaftlichen Deutens in Gruppen ist ein gravierender Mangel, der auch die Bonität der qualitativen Sozialforschung gefährdet – gilt doch der Grundsatz:

„Wer über die Akte der Deutung nichts weiß und sich über ihre Prämissen und Ablaufstrukturen keine Rechenschaftspflicht auferlegt, interpretiert – aus der Sicht wissenschaftlicher Überprüfungspflicht – einfältig, d. h. auf der Grundlage impliziter alltäglicher Deutungsrouninen und Plausibilitätskriterien.“ (Soeffner 1989: 53)

Aus dieser Sicht ist es notwendig, die Verfahren der Deutung, somit also die Gruppeninteraktions- und Gruppenkommunikationsprozesse, nachzuzeichnen, will man methodisch kontrolliert arbeiten.

2.3 Die Bedeutung der Subjektivität in der Forschung

Sozialwissenschaft zu betreiben bedeutet immer auch, in einem bestimmten Format zu arbeiten oder: in bestimmter typischer, genauer: sozial typisierter Weise zu handeln – also im Rahmen einer bestimmten Theorie (zum Beispiel des kommunikativen Konstruktivismus), mithilfe bestimmter Verfahren (zum Beispiel mithilfe hermeneutischer Interpretationsverfahren) und in einem bestimmten sozialen Rahmen (zum Beispiel in einer Gruppeninterpretation). Theorien, Sozialformen und Methoden, natürlich auch der jeweilige berufliche Status, bahnen demnach (mal mehr, mal weniger) in typischer Weise das wissenschaftliche Handeln, ‚standardisieren‘ es in gewisser Weise. Viele Methodenbücher fordern von den Wissenschaftlern/innen, dass sie bei ihrer Arbeit in diesen Typen restlos aufgehen, dass also gerade nicht etwas, was nur den Forschern und Forscherinnen selbst zu eigen ist, in die Arbeit mit einfließt.

Auf diese Weise soll das jeweils Subjektive des Forschers und der Forscherin systematisch eliminiert werden, um allein dem Sozialen und Typischen Platz zu machen (ausführlich dazu Reichertz 2015c). So soll die Nachvollziehbarkeit und damit auch die Güte und Glaubwürdigkeit von wissenschaftlicher Forschung gesichert werden. Norbert Elias hat (mit Blick auf die Erfahrungen der Naturwissenschaftler/innen) bemerkt, dass „egozentrische Gesichtspunkte der Forschenden selbst den Erkenntniswert ihrer Arbeit aufs schwerste beeinträchtigt und deren

Brauchbarkeit für die Forschenden und für ihre eigene Gruppe letztlich zunichte macht“ (Elias 1987: 14). Schwerwiegende Bedenken werden hier von Elias ins Feld geführt – zu Recht.

Dennoch: seit es Sozialforschung gibt, wird daran gezweifelt, ob es tatsächlich möglich ist, die Subjektivität der Forschenden vor allem mithilfe methodischer Vorkehrungen zu tilgen. Darüber hinaus sind viele Forschende (und Wissenschaftssoziolog/innen) nicht nur der Meinung, dass man der Subjektivität in Forschungsprozessen nicht entgehen kann, sondern dass es auch sinnvoll ist, die Subjektivität als Ressourcen für den Forschungsprozess einzusetzen (vgl. Devereux 1967; Honer 2011; vgl. auch Kap. 5.2.3).

Mit ‚Subjektivität‘ meine ich in diesem Kontext (und damit unterscheidet es sich von einem Subjektbegriff, der immer die Handlungsfähigkeit und die Handlungsmächtigkeit in den Blick nimmt) nicht die Einzigartigkeit der Identität des Forschers bzw. der Forscherin, dass sie also biografisch und kulturell an einem einzigartigen Ort stehen, sondern meint die jedem Menschen aufgrund seiner Lebensgeschichte je eigene psychische, emotionale und kognitive Verfasstheit, die jedes Handeln deutlich beeinflusst und damit auch als Ausdruck der Subjektivität erkennbar werden lässt. Subjektivität ist so etwas wie die eigene Handschrift, die sich lebensgeschichtlich als körperliche Praktik herausgebildet hat und die, sobald man schreibt (unabhängig vom Inhalt des Geschriebenen), sichtbar wird. Über die Bedeutung der Forscherssubjektivität für die Forschung weiß man bislang sehr wenig – dieses Gebiet liegt offensichtlich auf der Rückseite des Mondes: es fällt kein Licht hin. Dies wohl auch, weil immer noch viele Wissenschaftler/innen es als despektierlich empfinden, sich mit der Forscherssubjektivität zu beschäftigen, möglicherweise weil man so leicht die Aura von Wissenschaft zerstört, möglicherweise auch, weil man mit einem solchen Thema nicht so gut Karriere machen kann.

Diese geringe Beachtung der Forscherssubjektivität ist ohne Zweifel unbegründet – liefert doch eben diese Subjektivität in jedem Forschungsprozess Ressourcen bei der Erhebung und Ausdeutung von Daten: Die von den Forschern und Forscherinnen beobachteten Menschen sind immer sehr viel mehr als nur Subjekte, die mittels ihrer Kognition Eindrücke verarbeiten und rational ihr Handeln planen. Die beobachteten Menschen sind vor allem Akteure, die einen Leib und einen Körper haben, die denken, hoffen, fühlen, leiden, lachen, glücklich oder unglücklich sind und deren Denken und Handeln immer mit dieser körperlichen Befindlichkeit, mit dieser Subjektivität, verwoben sind. Deshalb haben Sozialforschende, wollen sie das Handeln von Menschen verstehen, auch deren subjektive körperliche Befindlichkeit zu erheben und zu ‚verstehen‘. Der Weg zur Subjektivität des anderen kann dabei immer nur über die eigene Subjektivität führen. Die Subjektivität der Forscher/innen während des Forschungsprozesses ist deshalb keine zu vermeidende

‚Verschmutzung‘ wissenschaftlicher Arbeit, sondern konstitutiv dafür. So ist z. B. für Anne Honer „eine auf ‚Subjektivität‘ nicht nur rekurrierende, sondern auf dieser gründende Soziologie nachgerade unabdingbar“ (Honer 2011: 261).

Die Subjektivität der Forschenden spielt nämlich (legt man das oben beschriebene Verständnis von Subjektivität zugrunde) allen anderslautenden Normen und Aussagen zum Trotz in allen Phasen der Forschung eine Rolle. Wie bedeutsam diese Rolle ist, das ist allerdings völlig unklar.

Das fängt schon bei der Themenfindung an. Niemand, selbst Naturwissenschaftler/innen nicht, so sie denn autonom forschen und nicht über Aufträge zu ihrer Forschung kommen, wählen den Gegenstand der Forschung zufällig, sondern diese Entscheidung ist immer mit der Lebensgeschichte der Forschersubjekte verwoben.

Popper hat schon früh gesehen, dass – zweitens – das Finden der Fragestellung und das erste Auftauchen einer Hypothese immer auch etwas mit der Subjektivität der Forschenden zu tun haben. Deswegen hat er dieses erste intuitive Erahnen einer Hypothese nicht in den Bereich von Forschung eingerückt, denn für ihn besteht Wissenschaft nur in der Überprüfung der Hypothesen.

Zum Dritten spielt die Subjektivität des Forschenden ganz wesentlich eine Rolle bei der Datenerhebung. Denn wenn man Daten erhebt, dann kann man seiner Subjektivität nicht entgehen – insbesondere, wenn man Feldforschung betreibt oder Interviews führt. Was ich im Feld sehe, was mich berührt, was mich anekelt und was ich schließlich für beachtenswert halte, das verdankt sich letztlich meiner Subjektivität. Mit wem ich wie ein Interview führe, ob ich Kontakt zu ihm oder ihr bekomme, ob sich Rapport einstellt, wie das ‚Drama‘ sich entfaltet, das ist ganz wesentlich von der Subjektivität des/der Forscher/in beeinflusst. Manche zu Interviewende sind einem sympathisch, andere stoßen einen ab; bei einigen leidet man mit, mit anderen gerät man in Konkurrenz: Nie lässt einen das Gegenüber kalt.

Zum Vierten begegnet man der Subjektivität bei der Datenauswertung – unabhängig davon, ob man alleine oder in einer Gruppe interpretiert. In Interpretationsgruppen herrscht nie der herrschaftsfreie Diskurs vor, sondern immer eine von unterschiedlichen Subjektivitäten geprägte Debatte. Zudem ist Interpretieren nicht allein das kognitive Abrufen von Wissensinhalten, sondern immer auch das praktische Auslösen von subjektiv verankerten Emotionen und Körperwissen. Interpretieren ohne innere Beteiligung, also ohne das Abrufen der eigenen subjektiven Reaktion, ist wenig fruchtbar – weshalb ja auch bei einigen Verfahren der Gruppeninterpretationen die Subjektivität als Ressource bewusst eingesetzt wird.

Zum Fünften spielt (und das wird ganz selten thematisiert und scheint erst einmal abwegig zu sein), die Subjektivität bei der Theoriebildung eine sehr große Rolle. Diese Verankerung der Theoriebildung in der Subjektivität der Forschenden erkennt man schnell, wenn man sich den Moment ansieht, in dem aus den Daten

eine Lesart entwickelt werden muss. Denn es ist nicht so, wie Glaser/Strauß (1967) schreiben, dass Konzepte und Theorien (quasi von selbst) aus den Daten emergieren, sondern man muss immer eine Lesart selbst konstruieren. Denn für alle Formen des Verstehens gilt: Die Daten, also der Text, die im Interview gemachten Äußerungen etc. gehören alle zur Aufgabe, nicht zur Lösung. Hier habe ich in Form und auch in Bedeutung einen treffenden Satz Wittgensteins abgewandelt: „Die Tatsachen gehören alle nur zur Aufgabe, nicht zur Lösung“ (Wittgenstein 1976: 114ff.). Theoriebildung ist immer Konstruktion – also Erzeugung. Diese Erzeugungsarbeit ist notwendig, weil zwischen Daten, Lesarten und Theorien immer (große) Lücken klaffen. Diese kann man nur überbrücken, wenn man einen ‚Sprung ins Unge- wisse‘, einen ‚Sprung in den Glauben‘ wagt (Kierkegaard 2005). Es hängt von der Subjektivität der Forschenden ab, ob und wann und unter welchen Bedingungen sie den Sprung wagen. So ein Sprung ins Unge- wisse erfordert Mut, Wissen und Risikobereitschaft, manchmal auch Übermut, Unwissenheit oder Angst.

Zum Sechsten findet sich Subjektivität im Forschungsprozess, wenn man anfängt, als Autor/in tätig zu werden, also wenn man schreibt. Hier zeigt sich die eigene Handschrift am deutlichsten. Geübte Leser/innen erkennen den/die Autor/in eines Artikels oder Buches meist am Stil.

Und siebtens findet sich Subjektivität immer auch beim Lesen von Artikeln und Büchern. Nie studiert man die Schriften anderer ohne Zorn und Eifer, immer hat man seine Vorlieben für bestimmte Autoren/innen, weil sie so treffend, gelungen und wohl informiert und dennoch nicht überheblich schreiben, oder aber man lässt die Arbeiten anderer links liegen, weil sie aufgebläht geschrieben und voll eitler Selbstbeweihräucherungen sind.

Gewiss kann die Subjektivität der Forscher/innen in all den genannten Phasen der Forschungsarbeiten deren Denken vernebeln und verdunkeln, aber ebenso gewiss ist, dass Subjektivität sensibler macht, einen mehr sehen lässt als andere, einem mehr Energie zur Verfügung stellt, sei es aus Neugier oder sei es aus Wut, sich mehr als andere mit etwas zu beschäftigen. Subjektivität ist ein machtvoller Motor und somit eine wichtige Voraussetzung, Forschung zu betreiben. Ohne Zweifel kann Subjektivität zu einer Perspektivenverengung führen und wäre Wissenschaft eine monologische Angelegenheit, dann wäre dies von Übel. Aber zum Glück ist Wissenschaft nicht monologisch, sondern immer auch Kommunikation und Austausch, wenn auch in sozialen Formen und in sozialen Ordnungen. Auch wenn bei der kommunikativen Konstruktion von Wirklichkeit nicht immer das bessere Argument siegt, so bleibt doch schlussendlich immer das, über das sich die *scientific community* kommunikativ verständigen und einigen kann. Und dies immer vor dem Hintergrund des bereits historisch erarbeiteten Wissens. Dies allein sorgt schon dafür, dass nicht mit jeder neuen subjektiven Deutung das Weltwissen

über den Haufen geworfen wird, sondern dass immer lange und ausgiebig geprüft wird, was als neue Erkenntnis gelten darf und was nicht.

Um nicht missverstanden zu werden: Die Aussage, dass die Forschersubjektivität immer wieder und in jeder Phase der Forschung mitspielt, bedeutet nicht, dass sie dort auch eine Hauptrolle spielt. Sicher wird sie (in der einen Forschung mal mehr, in der anderen mal weniger) auch eine bedeutsame Rolle spielen. Aber es ist insbesondere für die Bonität von Forschung unabdingbar, dass die Subjektivität der Forschenden durch Methoden und auch institutionelle Vorgaben in einem sozialen Rahmen gehalten wird. Forschung muss nachvollziehbar bleiben. Das ist das Basiskriterium für die Güte von Forschung. Das kann nicht aufgegeben werden. Dennoch: Lässt man die Forschersubjektivität etwas mehr zu, dann sind Interviews keine Datenerhebungen mehr, sondern Gespräche mit einem Gegenüber, und Auswerten ist kein Kodieren mehr, sondern das Deuten von Handlungen. Und das tut unter dem Strich auch der Forschung gut.

Und es tut der Forschung gut, die hier beschriebene, unhintergehbare Subjektivität reflexiv⁴⁰ einzuholen, also erst einmal an allen Orten, an denen sie auftaucht, zur Kenntnis zu nehmen und dann bei der Auswertung und Theoriebildung in Rechnung zu stellen. Tut man dies, dann lassen sich Übergeneralisierungen eindämmen und gewiss hilft es dabei, bei der Einschätzung der Bedeutung der eigenen Arbeiten etwas bescheidener zu werden. Zudem schafft die Berücksichtigung der Forscher/innensubjektivität ein gutes Klima für die Entstehung von Perspektivenvielfalt. Diese fördert gerade keine beliebigen Lesarten zutage, sondern immer nur historisch und biographisch sinnvolle – und das kann für die Wissenschaft nur fruchtbar sein.

2.4 Problem der Gültigkeit in der qualitativen Sozialforschung

Die Forderung nach Qualitätskontrolle macht vor den Mauern der Alma Mater und auch vor der qualitativen Forschung nicht mehr halt. Es wird nach Möglichkeiten der Leistungskontrolle gefragt, nach einer nachvollziehbaren Forschungsévaluation,

40 Andrea Ploder und Johanna Stadlbauer haben dieses notwendige Nachdenken über den Forschungsprozess zum Anlass genommen, das gesamte Feld der qualitativen Verfahren mit den Begriffen ‚starke Reflexivität‘ und ‚schwache Reflexivität‘ zu vermessen. Forschungen mit schwacher Reflexivität erachten die Subjektivität als Störfaktor, die Forschungen mit starker Reflexivität dagegen als „konstitutiven und wertvollen Teil des Forschungsprozesses“ (Ploder/Stadlbauer 2014: 2, ausführlicher auch Ploder/Stadlbauer 2016). Sie selbst plädieren entschieden für Letzteres.

nach der Prüfung des Verhältnisses von Aufwand und Ergebnis. Es ist deshalb auch keineswegs ein Zeichen von Ignoranz oder Geringschätzung gegenüber qualitativer Forschung, wenn Leser/innen, und Gutachter/innen auch bei ‚qualitativen‘ Projekten nach der Zuverlässigkeit und der Repräsentativität der Datenerhebung und der Gültigkeit der Datenauswertung fragen. Im Gegenteil: Sie tun nicht nur ihre Pflicht, sondern garantieren mit einer solchen Prüfung auch die Standards wissenschaftlicher Forschung – und sichern damit deren Glaubwürdigkeit. Allerdings – und das ist der entscheidende Punkt – sind die Verfahren⁴¹, mit denen in der quantitativen bzw. qualitativen Forschung die Güte gesichert werden soll, recht unterschiedlich.

Ohne Zweifel ist die intersubjektive Nachvollziehbarkeit der zentrale Wert, wenn es darum geht, die Güte einer qualitativen Forschung zu beurteilen. Dies bezieht sie auch darauf, dass die Anzahl der Fälle, die Auswahl und Gestaltung der Methoden und die Abstimmung der Methoden auf den zu untersuchenden Gegenstand von allen Kollegen und Kolleginnen, die guten Willens sind, nachvollzogen werden können. Zu dieser Nachvollziehbarkeit gehört auch, dass alle wichtigen Entscheidungen in den Forschungsberichten dargestellt werden und im Falle eines Falles nachgeprüft werden können. Auch wenn es noch eine Vielzahl von ethischen und rechtlichen Probleme gibt (vgl. Kap. 4), scheint mir kein Weg daran vorbei zu gehen, dass qualitativ arbeitende Forscher und Forscherinnen ihre Daten in geeigneter Form lokal oder zentral archivieren und für Sekundäranalysen oder Prüfungen zur Verfügung stellen (vgl. zum Problem der Archivierung den guten Diskussionsband Bergmann et al. 2005; auch Opitz/Witzel 2005; Corti et al. 2005). Zu dieser Nachvollziehbarkeit gehört sicherlich auch, dass die angewandten Methoden, gerade weil in der qualitativen Sozialforschung das Feingefühl von größter Bedeutung ist, nicht auf die Person eines bestimmten Forschenden angewiesen sind, sondern von jedem und jeder eingesetzt werden können und zu einem vergleichbaren Ergebnis führen. Ohne eine solche Kanonisierung der einzelnen Methoden ist die qualitative Sozialforschung nicht zukunftsfähig oder genauer: sie überlebt den einzelnen Forscher bzw. die einzelne Forscherin nicht.

Will man die Güte qualitativer Forschung im wissenschaftlichen Diskurs (aber vor allem auch im Diskurs mit potentiellen Bewertenden) verteidigungsfähig machen, dann gelingt dies heute keinesfalls mehr durch die Berufung auf die Autorität verstorbener ‚Säulenheiliger‘ der Wissenschaft, auch nicht durch den empiriefreien Einsatz wissenschaftlicher Vernunft und ebenfalls nicht durch die Unterstellung

41 Ob mit CAQDA (= computerunterstützte Auswertungsprogramme) qualitative Sozialforschung effektiver, nachvollziehbarer und gültiger gemacht werden kann, was mit Prestige- und Reputationsgewinnen gerade bei den ‚Quantitativen‘ verbunden ist, wie in Kuckartz et al. (2007) behauptet, muss ernsthaft geprüft werden.

persönlicher Hellsichtigkeit. Stattdessen lässt sich die Güte von Aussagen nur über empirische Forschung rechtfertigen und deren Güte wiederum über spezifische (nach Gesellschaft, Zeit, und Fachgebiet variierende) Standards der Qualitätssicherung. Letztere werden sich jedoch dabei (zumindest im westlichen Wissenschaftsprogramm) auf die Fragen der Zuverlässigkeit und der Repräsentativität der Datenerhebung und auf die Gültigkeit der Generalisierung beziehen müssen – will man in dem Wettbewerb um ökonomisches Forschungskapital im Spiel bleiben.

Eine qualitativ verfahrenende Datenanalyse, deren Validität sowohl durch den Datenbezug als auch durch konkurrierende Lesartenkonstruktionen und den wissenschaftlichen Diskurs gesichert werden soll, hat notwendigerweise zur Voraussetzung, dass mehrere ausgebildete Wissenschaftler/innen das Material unabhängig voneinander interpretieren und auch immer wieder ihre Ergebnisse einer wissenschaftlichen Kritik aussetzen. Die Sicherung der wissenschaftlichen Ressourcen, um eine solche Überprüfung von Lesarten, Hypothesen und theoretischen Verallgemeinerungen vorzunehmen, trägt dabei nicht unwesentlich zur Erhaltung selbstverständlicher Standards wissenschaftlicher Anforderungen an die Validität von Untersuchungen bei – was bedeutet, dass die qualitative Forschung nicht weiter auf den Schultern von Einzelkämpfern und Einzelkämpferinnen ruhen darf, sondern die kooperative und konkurrierende Teamarbeit selbstverständlicher Standard werden muss.

Nur wenn die Standards wissenschaftlicher Güteprüfung in der qualitativen Forschung fest etabliert und auch weiter ausdifferenziert werden, hat dieses Forschungsprogramm unter den aktuellen Bedingungen eine Chance, auf dem Markt zu bleiben. Gelingt eine solche Ausarbeitung, Abwägung und Kanonisierung der Standards in absehbarer Zeit nicht, dann werden qualitative Studien zwar in den Medien ein gewisses Echo finden, aber ansonsten werden sie eine gute Chance haben, bedeutungslos zu werden: der qualitativ ausgebildete Nachwuchs wird schwerer in einen Beruf finden, qualitative Projekte werden minimal oder gar nicht mehr finanziert werden – was schlussendlich zur Marginalisierung dieser Forschungstradition führen wird.

2.5 Die Konjunkturen innerhalb der qualitativen Sozialforschung

Wie aus den voranstehenden Bemerkungen unschwer zu entnehmen ist, kann die qualitative Sozialforschung auf eine (wenn auch noch nicht sehr lange) Geschichte zurückblicken – eine Geschichte, deren weiterer Verlauf jedoch ungewiss

ist. Denn Geschichte, auch die der qualitativen Sozialforschung, entwickelt sich nicht (einmal auf die Bahn geschickt) geradlinig, eine Stufe nach der anderen nehmend – auf ein Ziel hin gerichtet. Geschichte, also auch die der qualitativen Sozialforschung, entwickelt sich stattdessen sprunghaft – dabei manchmal auch die Richtung wechselnd. Dabei ist keineswegs gewiss, dass es immer so weiter geht, dass also die ‚Qualitativen‘ an Bedeutung gewinnen und dass sie so bleibt, wie sie bisher geworden ist. Was vor zehn Jahren noch als innovativ, als ‚New School‘ galt, kann morgen zur ‚Old School‘ gezählt werden und was heute Old School ist, mag übermorgen wieder New School sein.

Denn auch in der qualitativen Sozialforschung kommen und gehen Themen. Das gilt sowohl für die Methoden der Datenerhebung und Datenauswertung als auch für die Theoriebildung. Was gestern noch als zentral erachtet wurde, ist heute peripher, und das, was heute niemand nachfragt, wird morgen hoch gehandelt.

Es gibt also auch in der qualitativen Sozialforschung ein „Auf und Ab“ – Konjunkturen. Qualitative Methoden haben nämlich nicht nur gerade Konjunktur, sondern auch ihre Konjunkturen. Das Sprechen von ‚Konjunktur‘ ist die Inanspruchnahme einer Metapher, die erst einmal ganz harmlos daherkommt. Sie soll in der Regel etwas verdeutlichen – klarer machen. Aber Metaphern machen nicht nur etwas klarer, sie sind niemals harmlos, sie treffen immer auch Entscheidungen, sie sagen etwas Bestimmtes aus. Das gilt auch für die hier gewählte Metaphorik von der ‚Konjunktur. Damit einher geht nämlich bereits eine weitgehende und keineswegs unstrittige theoretische Positionierung im Hinblick auf den Erkenntnisfortschritt in der Wissenschaft: Wer von Konjunktur spricht, behauptet implizit, dass Wissenschaftler/innen Erkenntnisse nicht Schritt für Schritt anhäufen, dass der Erkenntnisweg nicht zu einem „Immer mehr“ und „Immer besser“ führt, dass also Wissenschaftler/innen nicht langsam und beharrlich den gesellschaftlichen Erkenntniskübel auffüllen (Popper 2004: 369ff.),. Sondern wer von Konjunkturen spricht, spricht von einem Hin und Her des ‚Aufmerksamkeitsscheinwerfers‘ wissenschaftlicher Forschung, spricht eher von Paradigmenwechseln (Kuhn 1976) als von Erkenntnisfortschritt, spricht im Falle der gewählten Metaphorik auch von Märkten. Das müssen nun nicht ökonomische Märkte sein, es können auch andere sein, wie z. B. der Geschmacks- oder Reputationsmarkt.

Ein eigener ‚Markt‘ der Methoden sagt, was angesagt ist, was nachgefragt wird und was sich gut „verkauft“. Dieser Markt entsteht und entwickelt sich durch die Handlungen, Interpretationen, Hoffnungen, Problemlagen, Gelegenheiten und Einschränkungen von individuellen wie kollektiven Akteuren im Feld der qualitativen Sozialforschung, die darauf spekulieren, durch ihr Handeln ihre Probleme zu bearbeiten oder gar zu lösen. Handelnde in diesem Feld sind sowohl die Shareholders, also die, die mit ihrer Arbeitskraft und ihrer Reputation in diese ‚Aktie‘ investiert

haben (Wissenschaftler/innen, Studierende, Institute), als auch die Stakeholders, also die, die direkt oder indirekt von der qualitativen Sozialforschung betroffen sind (Beforschte, Auftraggeber/innen, Studierende, Gesellschaft). Durch die Interaktion und das kommunikative Wechselspiel dieser Akteure entstehen immer wieder Formen von sozialer Ordnung innerhalb qualitativer Sozialforschung und daraus Entwicklungen, die manchmal lange, manchmal kurz überleben.

Diese Entwicklungen, so sehr sie erklärbar und verstehbar sind, folgen jedoch meist keiner Entfaltungslogik, sie zielen auf keinen festen Punkt, auf Wahrheit oder Vernunft. Man kann sie auch nicht als Trends bezeichnen, die dauerhaft einer durchgehenden Linie folgen. Denn in diesen Entwicklungen gibt es immer wieder Löcher, Ungenauigkeiten, Widersprüche, Rücknahmen, Irrtümer, Selbsttäuschungen und Zufälle. Konjunktoren bestehen wieder aus Konjunkturen: Kleine Wellen sind in größere eingebettet, und diese wieder in ganz große. Konjunktoren sind ineinander geschachtelt und bilden zusammen ein eigentümliches Geflecht von kleinen, mittleren und größeren Zyklen, die einander durchdringen, aber auch beeinflussen.

Obwohl bei Konjunkturen Zufälle unzweifelhaft eine Rolle spielen, folgt der Verlauf von Konjunkturen festen Regeln: Zum ersten gibt es bei allen Konjunkturen eine Art Wellenbewegung des Auf und Ab, zum zweiten verläuft diese Bewegung in vier Schritten. Zuerst kommt die Aufschwungphase (Expansion), dann die Hochkonjunktur (Boom), die in die Abschwungphase (Rezession) umschlägt und irgendwann in der Tiefphase (Depression) landet, um dann unterzugehen oder mit einer neuen Aufschwungphase einen neuen Zyklus zu beginnen. Wenn man sich einmal auf die Metaphorik des Konjunktorellen einlässt, dann ist zu fragen, was denn nun genau interessiert: die Konjunktur der qualitativen Sozialforschung oder die Konjunktoren der einzelnen Methoden oder der Themen innerhalb der Gesamtbewegung? Oder interessiert auch das Muster hinter dem Auf und Ab oder gar der Grund für die Wellenbewegung, also deren Ursache?

2.5.1 Konjunkturen der methodischen Ansätze⁴²

Im Weiteren möchte ich mich hier mit der deutschsprachigen qualitativen bzw. interpretativen Sozialforschung, deren Konjunktur und deren Konjunkturen beschäftigen. Diese möchte ich aus soziologischer, genauer: aus wissenssoziologischer, Sicht nachzeichnen und das mit zwei Zielen: Zum einen geht es mir darum, die Konjunkturen der qualitativen Sozialforschung, ihrer wesentlichen Bestandteile und Themen zu rekonstruieren – zumindest in ihren wichtigsten Entwicklungen; zum anderen geht es mir darum, nach einem Muster „hinter“ diesen Konjunkturen zu suchen. Ich will also das Feld der qualitativen Verfahren zugleich wissenssoziologisch reflektieren. Mich interessieren dabei Fragen wie: Weshalb kommen bestimmte methodische Ansätze „hoch“ (z. B. wissenssoziologische Diskursanalyse) bzw. „nicht hoch“ (die Metaphernanalyse), weshalb verschwinden bestimmte Ansätze (kritische Sozialforschung), weshalb „hype“ andere (Grounded-Theory-Methodologie, Diskursanalyse) und weshalb kommen alte wieder – wenn auch in neuen ‚Schläuchen‘ (Aktionsforschung – partizipative Forschung)?

Manche Ansätze sind bereits vergessen – so die Oral History, Aktionsforschung und kritische Sozialforschung. Neu sind die wissenssoziologische Diskursanalyse und die Videographie. Dauerbrenner sind das Experteninterview und die Grounded Theory. Die Metaphernanalyse kommt seit langem nicht so richtig auf die Beine. Der Bild- und Videoanalyse und der Artefaktanalyse werden die Zukunft gehören – den beiden ersten, weil die qualitative Sozialforschung zunehmend auf visuelle Daten umstellt und wegen der durchgehenden Medialisierung fast aller gesellschaftlichen Bereiche auch umstellen muss; der dritten, also der Artefaktanalyse, gehört die (nahe) Zukunft, da sie eng mit der Praxistheorie verbunden ist und diese zur Zeit einen großen Aufschwung erlebt. Die partizipative Forschung muss noch zeigen, wo sie hingehört und wie brauchbar ihre Ergebnisse sind.

Von der kommunikativen Validierung spricht heute fast niemand mehr, sondern für fast alle sind Triangulation, Mixed Methods, Praktiken und computergestützte Auswertung Themen, mit denen man sich auseinandersetzen

42 Für die hier vorgetragene Einschätzung der Konjunkturen der qualitativen/interpretativen Sozialforschung in Deutschland gilt: Sie beruht nicht auf einer eigenen empirischen Untersuchung mit Fragebogen oder breit gestreuten Interviews. Auch resultiert sie nicht aus einer systematischen Sichtung der Literatur. Dies deshalb, weil es hierzu (noch) keine Literatur gibt. Meine Einschätzung beruht also im Wesentlichen auf meiner ‚Mitspielkompetenz‘ und meiner Kenntnis und Einschätzung dieses Feldes. Die hier vorgetragene Einschätzung ist also im wahrsten Sinne des Wortes die *Einschätzung eines Feldakteurs* und nicht das Urteil eines Unbeteiligten. Die anderen Feldakteure werden möglicherweise manches oder vieles anders sehen.

muss und die zukunftsträchtig erscheinen. Vor allem an der computergestützten Auswertung kommt keine/r vorbei, und zugleich scheiden sich an ihr die Geister. Letzteres gilt auch für die partizipative Forschung: Schafft sie (nur) Bürgerakzeptanz und Legitimation oder hilft sie, die Subjekte (tatsächlich) zu ermächtigen (vgl. Winter 2011)? Der Boom der computergestützten qualitativen Sozialforschung ist unübersehbar: Allerorts wird der Eindruck verbreitet, als könne man CAQDA (Computer Assisted Qualitative Data Analysis) als neutrales Tool benutzen, das in (fast) allen Wissenschaftsdisziplinen, bei allen Verfahren und bei allen Textsorten hilfreich ist, da es die Daten vor allem verwaltet und ordnet und bei der Kategorieneinzuweisung und -verbindung die Arbeit erleichtert – also Ordnung schafft. Dass sie jedoch kein neutrales Werkzeug ist, da nämlich jede Art des Ordnen, also auch die mit Papier und Bleistift, eine auch theoretisch zu rechtfertigende Form der Theoriekonstruktion ist, das ist zwar vielen klar (vgl. Kuckartz 2010), aber nur sehr selten wird es explizit gesagt: Kategorien fallen weder vom Himmel, noch werden sie von der Software geliefert, sondern sie müssen mittels eigenständiger Deutungstätigkeiten erarbeitet werden. Dennoch entsteht der Eindruck, als sähe das die Forschungspraxis mitunter völlig anders.

2.5.2 Konjekturen der Themen

Was sind die aktuell relevanten Themen innerhalb der qualitativen Sozialforschung? Hier die m. E. zurzeit wichtigsten Themen mit kurzen Kommentaren – wobei mit ‚Thema‘ nicht ein inhaltliches Thema (= Subjektbegriff) gemeint ist, sondern methodische Themen, also Diskussionen darüber, was wie gemacht werden darf bzw. soll:

2.5.2.1 Das Problem der Festschreibung von Offenheit

Das ‚Offenheitspostulat‘ ist für die qualitative Forschung zentral. Allerdings muss es angesichts einer inflationären Praxis des Gebrauchs dieses Begriffs präzisiert werden – darüber scheint Einigkeit zu herrschen. ‚Offenheit‘ bedeutet in dieser Präzisierung, nicht vorweg das untersuchte Feld mit fixen Hypothesen zu überziehen, es bedeutet, offen für das möglicherweise Neue zu sein und zu bleiben. ‚Offenheit‘ in der qualitativen Forschung heißt jedoch nicht, dass Forscher/innen im Hinblick auf den untersuchten Gegenstand, die Methodologie und die Methode, bewusst ‚dumm‘ bleiben, sich vorab also nicht informieren.

In seinem viel gerühmten Artikel hat Ronald Hitzler ausdrücklich von der „künstlichen Dummheit“ gesprochen, nicht von der tatsächlichen (Hitzler 1991). Künstliche Dummheit weiß viel, weil sie sich vorher umfassend informiert hat, was sie wie untersuchen will, klammert aber die Gültigkeit dieses Wissens aus

und bleibt so offen für Altes und Neues (siehe auch Reichertz 2003). Künstliche Dummheit kennt auch den state of the art zum jeweils untersuchten Gegenstand, zur Methode und zur Methodologie. Mit dieser systematischen Ausweitung des eigenen Wissens vergrößert man zugleich den verfügbaren Raum der guten Gründe, etwas zu tun – und erspart sich dann später auch die Diskussionen über das, was als ‚akzeptiert‘ gilt. Das ist hilfreich bei der Interpretation und auch bei der späteren Theoriebildung.

Wer sich vor der eigenen Forschungsarbeit nicht mittels intensiver Literatursichtung schlau macht, wird außer den eigenen Vorurteilen zu dem Untersuchungsthema nichts finden, und läuft zudem Gefahr, die „Kuckucksuhr neu zu erfinden“, also Altes und gut Bekanntes als neue Entdeckung zu feiern, und darf sich dann über das Kopfschütteln der scientific community nicht wundern.

2.5.2.2 Methoden als Tools

In der neueren Methodenliteratur findet sich immer wieder die Ansicht, Methoden seien neutrale Tools (im Sinne von ‚Hilfsmittel‘), die sich je nach Geschmack und Arbeitszeit beliebig für jede Fragestellung nutzen lassen. Hauptsache, sie sind ‚praxisnah‘ oder auch: ‚praxistauglich‘. Hier ergibt sich die Auswahl der Verfahren der Datenerhebung und Datenauswahl eher aus situativen Erwägungen als aus systematischen Gründen. Eine solche Methodenwahl gleicht in wesentlichen Punkten dem Zusammenstellen des Essens in Kantinen und Mensen. Hier wählt man das aus den verschiedenen Angeboten aus, was einem gerade schmackhaft, gesund oder bezahlbar erscheint. So sammelt sich dann auf dem Tablett ein buntes Gemenge von Vor-, Haupt- und Nachspeisen, deren jeweilige Spezifik sich daraus ergibt, dass sie gerade verfügbar und günstig sind und ‚passend‘ erscheinen.

Methoden sind jedoch (wie in Kap. 1.6 dargelegt) keine Mittel, die man sich nach aktuellem Geschmack und Verfügbarkeit zu einem Kantinenmenü zusammenstellen kann, sondern sie sind im engen Sinne des Wortes ‚Tools‘ also Handwerkszeuge. Jedes Handwerkszeug enthält in seiner Form und seiner Materialität bereits eine ‚Theorie‘ seines Gegenstandes: der Hammer ist so, wie er ist, weil er sich aus der Praxis des Nageleinschlagens ergeben hat, und das gilt vergleichbar auch für den Meißel, die Säge, den Füller, den Anspitzer und alle Dinge, die geeignet sind, bestimmte Aufgaben effektiv zu erledigen. Wer mit einer Spitzhacke einem Zahn im Mund zu Leibe rückt, wird ebenso scheitern wie der, welcher das Fieberthermometer nutzt, um Erbsen zu zählen. Das ist trivial – ohne Zweifel. Nicht trivial ist dagegen der Befund, dass diese Trivialität oft vergessen wird.

Das kann man auch polemisch zuspitzen: Sozialwissenschaftler/innen können viel von Ärzten und Ärztinnen lernen, denn beide müssen zur Lösung von Problemen (Diagnose, Therapie) bestimmte, kanonisierte Methoden einsetzen. Stehen bei

einem Kind die Zähne krumm, verordnet der Arzt eine Zahnspange, und hat ein Mensch Rückenschmerzen, verordnet er erst schmerz- und entzündungshemmende Medikamente, dann Gymnastik. Fragt man die Ärztin, weshalb sie das tut, dann setzt sie in der Regel zu langen Erklärungen an. Dann berichtet sie von Vorgängen im Körper, von denen wir nichts sehen und meist auch nichts wissen, die aber das Tun der Ärztin (aus Sicht der Medizin) verständlich machen und rechtfertigen.

Jeder Arzt weiß nämlich (hoffentlich), weshalb er das tut, was er tut. Er kennt nicht nur seine Methoden (Was ist zu tun?), sondern auch die Methodologie (Weshalb wirkt das, was ich tue?). Ärzte haben gerade kein Toolkit, keinen Werkzeugkasten, in den sie nach Belieben hineingreifen und herausholen, was gerade aktuell und zuhänden ist. Sondern sie suchen nach dem, was sie angesichts des konkreten Falles (Problems) brauchen. Ohne Methodologie keine Methode. Das wird in der qualitativen Sozialforschung oft und zunehmend vergessen. Die methodologische Gedankenlosigkeit nimmt eher zu als dass sie verschwindet.

Sozialforschung verordnet ihren Patienten (also ihrer Untersuchung) im Falle von Rückenschmerzen (um in der Metapher zu bleiben) mal gerne eine Zahnspange – einfach deshalb, weil manche Sozialforscher/innen nur Zahnspangen kennen und dabei haben. Manche tun aber noch mehr: Sie verordnen dem Rückenpatienten gerne einmal eine Zahnspange, Fußpilzcreme und Aspirin gleichzeitig und nennen das ‚Triangulation‘ oder ‚Mixed Methods‘. Einfach deshalb, weil einige nicht wissen, was die einzelnen Methoden bewirken und wie sie zusammenwirken.

2.5.2.3 Triangulation

Auch über die Triangulation wird viel diskutiert und vor allem: Mit ihr verbinden sich viele, auch trügerische Hoffnungen. Gemeint ist damit erst einmal nur „die Einnahme unterschiedlicher Perspektiven auf einen untersuchten Gegenstand oder allgemeiner: bei der Beantwortung von Forschungsfragen“ (Flick 2011: 12). Man unterscheidet hier vornehmlich zwischen der Daten-Triangulation, der Forscher-Triangulation, der Theorien-Triangulation und der Triangulation der Methoden (siehe auch Denzin 1989). Die jeweils eingenommenen Perspektiven sollen dabei gleichberechtigt nebeneinander stehen und so zusammen zu besseren, spricht ‚realitätsnäheren‘ Ergebnissen führen.

Manche versprechen sich also von der Triangulation Genauigkeit, andere gar Objektivität – was sie bei näherer Betrachtung jedoch tatsächlich bringt, ist Multiperspektivität. Denn die Triangulation will die Erkenntnis von der wissenschaftlichen Perspektivität produktiv nutzen, indem sie als Gütegarant eine als positiv deklarierte Multiperspektivität anstrebt (vgl. Flick 2011): Qualitative Verfahren werden mit quantitativen ergänzt (Mixed Methods – siehe auch Kap. 2.6.1), die Feldstudie mit Interviews und Fragebogen, die Interaktionsanalyse mit Experi-

ment und Beobachtung (= Triangulation der Verfahren); oder man betrachtet eine Frage aus systemtheoretischer oder interaktionistischer Sicht (= Triangulation der Theorien) oder aber mehrere Forscher/innen gehen die Daten aus ihrer jeweiligen Sicht an (= Triangulation der Forscher/innen).

Die Grundidee (bzw. die zugrunde gelegte Metapher) dieser Strategie ist der Geometrie entlehnt: Um einen nicht erreichbaren Punkt (Erkenntnis) zu bestimmen, peile ich diesen Punkt von zwei (oder mehr) bekannten Perspektiven (Methoden) aus an, bestimme das Verhältnis der bekannten Perspektiven zueinander und deren „Winkel“ zum angepeilten Punkt und kann dann mithilfe trigonometrischer Berechnungen den unbekannten Punkt ermitteln. Bei der Triangulation geht es also nicht darum, die Perspektivität zu leugnen, sondern sie zum Programm zu erheben. Am Ziel angekommen ist man, wenn alles trotz seiner Vielfältigkeit ein einheitliches Bild ergibt. Diese Hoffnung ist nun kein harter Hinweis darauf, dass dem Triangulationskonzept ein realistisches Vorurteil zugrunde liegt – kann aber so gedeutet werden.

Mit einer konstruktivistischen Position wird das Triangulationskonzept dann leichter vereinbar, wenn man seine Ergebnisse nicht als ‚realitätsnah‘ ausflaggt, sondern die jeweiligen Untersuchungsperspektiven benennt. Dann wird vor allem die Perspektivität von Forschung sichtbar, der untersuchte Gegenstandsbereich zeigt sich dann von vielen Punkten – aber ‚Wahrheit‘ oder ‚Wirklichkeit‘ erzielt man so nicht.

2.5.3 Weisen die Konjunkturen ein Muster auf?

Bei aller Widersprüchlichkeit und aller Gleichzeitigkeit des Widersprüchlichen lassen sich doch aus der Distanz größere Bewegungen innerhalb der qualitativen Sozialforschung erkennen, d. h. hinter den kleinen („jahreszeitlichen“) Konjunkturschwankungen finden sich große Konjunkturwellen. Nicht alle diese Wellenbewegungen, die man im Übrigen nicht mit Trends verwechseln darf, sind klar, und nicht alle befinden sich in allen Disziplinen in der gleichen Entwicklungsphase. Und was wichtig ist: Nicht immer weisen diese Entwicklungen in die gleiche Richtung, sondern sie können durchaus in Inhalt und Ausrichtung widersprüchlich sein – je nach Fach, theoretischer Ausrichtung oder Selbstverständnis. Manche Entwicklungen stehen erst am Anfang, andere sind gerade in der Boomphase, wieder andere in der Rezession. Aus meiner Sicht sind das vor allem folgende Bewegungen, die sich allerdings nur zu analytischen Zwecken so scharf differenzieren lassen: In der Praxis überschneiden und durchmischen sich viele (und sie gelten in dieser Form nur für die qualitative Sozialforschung).

a. Allgemeine Tendenzen der Entwicklung:

- Arbeitspraktiken: Auf dieser Ebene sind die Entwicklungen besonders deutlich. Kaum mehr wird lange über Methodologie debattiert, sondern alte wie neue Methoden werden vorgestellt und diskutiert. Auch Einzelfallanalysen werden seltener durchgeführt (zu aufwendig und teuer). Damit hängt auch zusammen, dass der Selbst-Reflexion weniger Platz eingeräumt wird (weil vermeintlich alles Wichtige schon gesagt ist) und man zur kontrollierten Anwendung schreitet. War anfangs die Interpretation eine ‚Kunst‘ und damit Einzelanfertigung, so ist sie immer mehr auch Massenproduktion. Es gibt eine klare Entwicklung hin zur Objektivierung, zur Rationalisierung und zur Taylorisierung – also der Trennung und Aufteilung der Forschungsschritte. Daneben werden die Stichproben (auch wegen der neuen digitalen Möglichkeiten) immer größer.
- Daten: Es ist in den letzten Jahren zu einer massiven Nutzung videobasierter Daten (Bildanalyse, Videographie) zu Forschungszwecken gekommen. Ein Grund hierfür ist sicher die allgemeine Mediatisierung des Alltags (TV, digitale Kameras, Feldpartitur, Handys etc.): Die Lebenswelt ‚verdatet‘ sich selbst zunehmend. Es ist aber auch zu einer tiefgreifenden Mediatisierung der Wissenschaft gekommen – auch bei der Erhebung und Auswertung von Daten. Was wir brauchen, sind Techniken, die unsere multi-mediale und multimodale Kommunikation erfassen und festhalten können (Chats, Skype, Video- und Telefonkonferenzen, Gleichzeitigkeit von medialer und nicht medialer Kommunikation und Interaktion).
- Theorien: Galten anfangs die Arbeiten von Schütz als zentral, verschob sich das bald hin zu den Arbeiten über Mead. Mittlerweile stehen auch Bourdieu, Foucault und Latour im Zentrum des Interesses. Dementsprechend ging es vom sinnhaften Handeln des Einzelnen über die Interaktionspraxis menschlicher Akteure hin zu der Praxis der Interaktion menschlicher wie nichtmenschlicher Akteure, also auch vom Einzelnen zur Gruppe und dann hin zu Mensch-Maschine-Netzwerken.
- Implizite Welttheorie: Zu Beginn der qualitativen Bewegung ging man von der Zweigeteiltheit von Welt aus (‚unten‘ oder ‚innen‘ die latente Struktur, die mühevoll rekonstruiert werden muss, und ‚oben‘ oder ‚außen‘ die glitzernde Oberfläche, auch bekannt unter der Zweiteilung ‚Sein und Haben‘). Mittlerweile ist meist das ‚Lob der Oberfläche‘ zu hören (= alles ist nur Oberfläche, es gibt keine Tiefenstruktur). Interviewäußerungen bedeuten das, was sie explizit sagen. Man muss nur noch zusammenfassen und verdichten.

- b. Auf der Ebene des Forschungsgegenstandes von qualitativer Forschung kam es zu folgenden gravierenden Veränderungen:
- Von Interesse ist in der Forschung immer weniger der subjektive Sinn von Handlungen (Was haben die Sprecher/innen wirklich gemeint, um was geht es den Subjekten?), sondern die gesellschaftliche, die soziale Bedeutung (Welche Folgen hat das Gesagte für die soziale Praxis, die Gesellschaft etc.?).
 - Damit hängt zusammen, dass es weniger um Intentionen der Subjekte geht (das Innere), sondern um Praxen und Praktiken, also um das, was die Menschen tun bzw. was ihnen auferlegt ist zu tun (das Äußere).
 - Wollte man in den frühen Tagen der qualitativen/interpretativen Forschung auch eine *Sozialtheorie* entwickeln, also das ‚Getriebe‘ von Sozialität im Allgemeinen verstehen, so gab es danach eine kurze Zeit der Zeitdiagnosen (Risiko-, Multi-options-, Erlebnisgesellschaft etc.). Jetzt steht vor allem angewandte Forschung im Vordergrund: Forschung soll nützen – der Gesellschaft oder bestimmten Institutionen oder Akteuren.
 - Ging es am Anfang fast ausschließlich um das Subjekt und dessen Ermächtigung, so wandte sich die Aufmerksamkeit dem kollektiven Diskurs zu – während zur Zeit vor allem die Praxis, die Praxen und Praktiken (jedoch nicht die Praktiker und Praktikerinnen) unter die Lupe genommen werden.⁴³

43 Man könnte hier einwenden, die aktuell stark aufkommende *Partizipationsforschung* widerlege die These (Unger 2014). Ordnet man diese aber die allgemeine gesellschaftliche Entwicklung ein, dann zeigt sich, dass die aktuelle Partizipationsforschung nicht von einem neuen Ermächtigungswillen des Subjekt getragen wird, sondern von dem Wunsch staatlicher wie privater Organisationen, bei den Subjekten entweder Akzeptanz für neue technische und soziale Großprojekte herzustellen oder aber deren Innovationspotential zu nutzen (vgl. Hebestreit 2013). Die in Deutschland seit einigen Jahren aufkommende Partizipationsforschung ist keineswegs ein deutsches Eigengewächs, sondern ist breitflächig im angloamerikanischen Bereich und hier insbesondere in den USA entstanden. Sie verdankt sich nicht einer neuen Demokratiebewegung, sondern der Möglichkeit mitzureden, geht auf eine von oben verordnete Partizipation zurück. Der Aufschwung der Partizipationsforschung geht nämlich vor allem auf *drei* neuere gesellschaftliche bzw. mediale Entwicklungen zurück. Ganz wesentlich verantwortlich ist sicherlich der *Mediatisierungsschub*, der mit der Digitalisierung und dem Internet einherging. Viele versprachen sich eine größere Partizipation der Bürger, da die Logik des neuen Mediums fast zwangsläufig die Beteiligung herbeiführen und so zu einer Demokratisierung führen würde (kritisch hierzu Hepp/Pfadenhauer 2014). Die zweite für den Aufschwung der Partizipation verantwortliche Entwicklung ist die Durchführung von gesellschaftlichen Großprojekten, wie die Entschlüsselung des Genoms, Einführung der Nanotechnologie, oder aber auch auf staatlicher bzw. lokaler Ebene die Errichtung neuer Bahnhöfe, der Bau von Brücken oder Kernkraftwerken oder aber auch die Möglichkeit, in bislang belasteten Gewässern den Badebetrieb zu erlauben.

- Damit geht die Orientierung weg von der symbolischen Interaktion situierter Subjekte (trotz leichter Widerstände) und hin zur Ordnung der Praktiken, in der Akteure eingebunden sind – weshalb nicht mehr die Freiheiten und Spielräume der Einzelnen vermessen werden, sondern der Aufbau und der Erhalt (symbolischer) Macht und Ordnung bis hin zur Einbindung der Einzelnen in kollektive Praktiken.
 - Die Entwicklung verläuft sehr deutlich vom Text über das stehende und laufende Bild bis hin zum digitalen Datum. Videobasierte Daten und die entsprechenden Transkriptionsprogramme und Bildanalyseverfahren boomen.
- c. Auf der Ebene der Forschungspraxis der ‚Qualitativen‘ kam es zu folgenden Veränderungen:
- Der Einzelfall interessiert immer weniger, weil er sich nicht rechnet und keine großflächigen Aussagen und Verallgemeinerungen ermöglicht. Wenn möglich, sollen viele oder auch sehr viele Fälle erhoben und ausgewertet werden: Fallvergleich und Sekundäranalyse der Daten ermöglichen differenziertere Aussagen und auch deren Evaluation.
 - Weitgehend hat man sich von der Vorstellung verabschiedet, die Auswertung der Daten sei eine ‚Kunstlehre‘ und erfordere deshalb eine lange Ausbildung. Stattdessen werden die Methoden gern als ein Tool-Kit begriffen, aus dem man sich nach Belieben bedient. Damit verbunden ist eine deutliche Ablösung der Methoden von ihrer methodologischen Begründungen. Wie Methoden erkenntnistheoretisch begründet und wie ihr Wirkungsbereich bestimmt werden kann, das wird wenig diskutiert. Stattdessen debattiert man gerne und ausgiebig über Probleme bei der praktischen Anwendung von Methoden. Die Entwicklung

Bei all diesen Großprojekten soll und muss wegen der hohen Kosten von Beginn an die Bürgerschaft miteinbezogen werden (ELSI = Ethical, Legal and Social Implications), da ansonsten die Gefahr besteht, dass die Investitionen sich nicht lohnen, da die Bürger/innen sich dagegen stellen. Die dritte Entwicklung ist die *Democratizing Innovation Welle* (vgl. von Hippel 2005). Durch die damit verbundene Hoffnung, Innovationen und Akzeptanz durch *crowdsourcing* erreichen zu können, hat sich die virtuelle wie nicht-virtuelle Partizipation und Kollaboration in der Gesellschaft, aber hier vor allem in der Marktforschung, bei technischen Großprojekten (ELSI) und in der politischen Praxis massiv verbreitet (vgl. auch Beck/Kropp 2011). Man findet Partizipation und Kollaboration mittlerweile allerorten. Allerdings gelten sie in Politik und Wirtschaft meist (ohne jede theoretische Reflexion und Rechtfertigung) als gutes und kostengünstiges Mittel der Aktivierung von *Innovationsreserven* oder Mittel der Beschwichtigung von Bürgerbedenken bzw. der Beschaffung von *Akzeptanz*. Letztlich ginge es (entgegen den Hoffnungen einiger Befürworter) um die Schaffung von Partizipationsillusionen: Alle sollen *mitreden* dürfen, aber sollen auch nichts zu *sagen* haben.

geht von der theoretischen und methodologischen Debatte hin zur praktischen Arbeit am Forschungsgegenstand.

- Auch wenn die Ethnographie bzw. die teilnehmende Beobachtung nicht an Bedeutung verloren, sondern eher gewonnen hat, zählt die konkrete Beobachtung und das im Feld erzeugte Memo immer weniger. Was zählt, das sind ‚belastbare‘, objektive oder objektivierbare Daten, also digitale Ton- und Bildmitschnitte, Transkripte, Tabellen.
- Auch das Selbstverständnis der Interpretationsarbeit hat sich gewandelt: Immer weniger versteht man das, was man tut, als eine (subjektive) Deutung, sondern eher als intersubjektive Auswertung. Damit verbunden ist die Abkehr von der ‚Handarbeit‘ (= die Daten werden mit Hand bearbeitet, bunt markiert, auseinander geschnitten und neu zusammengeklebt) und die Hinwendung zur Maschinenarbeit (PC, Kamera, Diktiergerät, Software): Daten werden mit Hilfe von Programmen aufbereitet und verwaltet und dann entlang von vorgegeben Algorithmen ‚analysiert‘. Letzteres hat auch zur Folge, dass die Anteile des gemeinsamen Forschens zurückgehen und die computergestützte Einzelarbeit im Vormarsch ist. Statt lange zusammen zu sitzen und zu diskutieren trifft man sich jetzt eher mit Einzelnen zwischen Tür und Angel, um schnell aktuelle Fragen (der Technik) zu besprechen. Als dies führt zu einem Switch von der Wetware (in Gehirnen gespeicherte Kultur, Wissen) hin zur Software (Programm und Regel).
- Zudem vollzieht sich ein unübersehbarer Wandel von teuer und langsam zu „quick and cheap“. Lange Beobachtungen und lange Interviews zeigen zwar die Eigenlogik des Untersuchungsfeldes, sind aber auch in jeder Hinsicht aufwendig. Zeit ist auch in der Wissenschaft knapp und teuer. Deshalb geht die Entwicklung hin zu fokussierten Datenerhebungen: Es wird nur noch ganz gezielt das beobachtet und erhoben, was interessiert. Das spart erst Zeit und später den Auswertungsaufwand.
- In den frühen Tagen der qualitativen/interpretativen Sozialforschung herrschte bestenfalls Funkstille zwischen den ‚Qualitativen‘ und ‚Quantitativen‘. Meist benutzte jedoch jede Seite jede Gelegenheit, sich voneinander abzugrenzen, was bedeutete, den anderen abzuwerten und sich selbst aufzuwerten. Es gab ein ausgeprägtes Wir- bzw. Ihr-Gefühl. Mittlerweile bekämpft man sich nicht, sondern kooperiert zum gegenseitigen Nutzen (mehr oder weniger). Zunehmend kommt es zu fragen- und projektbezogenen Kooperationen, die zudem durch neue Konzepte (Mixed Methods) auch methodisch-methodologisch gerechtfertigt werden.
- Anfangs verstanden sich die qualitativen Sozialforscher/innen als Teile einer breiten sozialen Bewegung. Gemeinsam ist man zu neuen Ideen, neuen Methoden und neuen Theorien aufgebrochen. Jetzt versteht man sich als Teile eines sozialen

Feldes, in dem alle Beteiligten miteinander (teils erbittert) um symbolisches, mediales und ökonomisches Kapital konkurrieren. Auch deshalb finden sich keine (nur) getippten Berichte mehr, sondern die ‚Papers‘ gehorchen oft der Logik gestalteter (Werbe-)Texte: flüssig und pointenreich geschrieben, gut illustriert und gezielt vermarktet. Es ist zu einer Ökonomisierung des Feldes gekommen.

- Die designten Texte sind auch Folge einer zunehmenden Mediatisierung der Wissenschaft: Die Medien beobachten nicht nur sehr viel deutlicher die Praxis des wissenschaftlichen Arbeitens, sondern sie verleihen einigen der Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen auch mediales Kapital, was bedeutet, dass sie es aus Sicht der Medien wert sind, in den Medien aufzutauchen, weil sie Aufmerksamkeit bei den Rezipienten generieren. Dies führt langfristig zur Veränderung des Feldes von Wissenschaft und zu einer Umstellung von wissenschaftlicher Reputation auf mediale Prominenz.
- d. Auf der Ebene der Legitimation von qualitativer Forschung kam es zu folgenden gravierenden Veränderungen:
- In den frühen Tagen der qualitativen Sozialforschung genügte es meist, bei der Interpretation von Daten persönliche Evidenzerlebnisse zu haben, also selbst davon überzeugt zu sein, dass die Interpretation angemessen ist. Später musste dann die Zustimmung durch die Interpretationsgruppe hinzukommen. Mittlerweile geht es vornehmlich um Rechtfertigungen mit Gütesiegeln (Rechenschaftigkeit der Daten, Kanonisierung der Verfahren, Kriterienorientierung der Evaluation, Zertifizierung). Stand also anfangs sehr viel mehr das Forscher/innen-Subjekt im Vordergrund und bürgte es für die Güte der Forschung, so geht die Entwicklung hin zum Objektiven, zum Nicht-mehr-an-die-Person-Gebundenen, das für alle die Güte ausweist. Die Entwicklung verläuft also vom Forscher/innen-Subjekt zum Forschungsverfahren: Charismatische „Führer“ verlieren an Bedeutung und kanonisierte Methoden halten weitflächig Einzug. Kurz: es kam zu einer Veralltäglicung und Bürokratisierung des Charismas in der qualitativen Forschung.
 - Mit dieser Entwicklung hängt der Wandel von der Deutung hin zur Rekonstruktion zusammen. Damit einher ging auch die Entwicklung von der Orthodoxie hin zur Heterodoxie. Auch wenn immer wieder Versuche gestartet werden, bestimmte Verfahren (z. B. Mixed Methods) oder Theorien (z. B. Phänomenologie) als das Allein-Selig-Machende zu etablieren, so zeigt der Alltag der qualitativen Forschung, dass es sich dabei um einen Kampf gegen Windmühlen handelt, der nur noch für sehr wenige interessant ist.
 - Wurde die qualitative Sozialforschung anfangs vornehmlich in den USA, England und Deutschland (dort besonders intensiv) vorangetrieben, während sie sich in

Frankreich nicht wirklich etablieren konnte, findet zur Zeit eine Bewegung weg von der Zentrierung auf Europa und den anglo-amerikanischen Raum hin zur Globalisierung (Südamerika, Afrika, Asien) statt. Kurz: die Bewegung verlagert sich vom Zentrum hin zur Peripherie.

- Zu Beginn der ‚qualitativen Bewegung‘ wurde von vielen qualitativen Sozialforschern und Sozialforscherinnen mit Leidenschaft für die Aufklärung und den Fortschritt vor Ort gekämpft. Jetzt stehen Zeitdiagnosen und Sozial- und Gesellschaftstheorie mittlerer Reichweite im Vordergrund. Die Leidenschaft für den Beruf hat sich unter dem Druck von Bologna an vielen Orten gewandelt in den Ehrgeiz, das Drittmittelaufkommen und oft auch das eigene Business zu optimieren. Damit hängt zusammen, dass es im wissenschaftlichen Feld zu einer Umstellung von der persönlichen und von der Gemeinschaft anerkannten Reputation zu einer medial verliehenen Prominenz kam, die durchaus auch mit ökonomischem Erfolg verbunden ist bzw. sein kann.
- e. Auf der Ebene der Adressaten und Adressatinnen von qualitativer Forschung kam es zu folgender gravierenden Veränderung:
- In den Anfangstagen der qualitativen Sozialforschung waren es entweder die von der Forschung Betroffenen, die Kollegen und Kolleginnen, die Studierenden oder aber die Gesellschaft, welche von der Wissenschaft vor allem adressiert wurden. Zunehmend findet Forschung für bestimmte Interessengruppen (wirtschaftliche, politische, gewerkschaftliche) statt: entweder weil sie die Mittel für die Forschung bereitstellen oder weil man mit der Forschung zeigt, dass man für eine Finanzierung durch Interessengruppen in Frage kommen könnte. Es gab, auch unterstützt durch die Hochschulreform und den Zwang Drittmittel einzuwerben, eine Bewegung hin zu Drittmittelgebern aus Hochschule, Politik, Verwaltung, Medien und Wirtschaft, also zu wissenschaftlichen wie außerwissenschaftlichen „Kunden“.

2.5.4 Was bewegt die verschiedenen Konjunkturen?

Man kann die hier beschriebene Deutung der Entwicklung qualitativer Sozialforschung aber noch eine Stufe weitertreiben. So kann man versuchen, das Muster hinter diesen aufgelisteten einzelnen Entwicklungen zu „erraten“ – also erste wissenschaftssoziologische Konzeptualisierungen einer Entwicklungstheorie qualitativer

Sozialforschung vorzunehmen. Dabei lassen sich aus meiner Sicht drei wesentliche Großentwicklungen feststellen⁴⁴:

a. Veralltäglicung des Charismas

Die qualitativen Verfahren entstanden nicht aus dem Nichts, sondern sie sind Ergebnis eines allgemeinen (Wege zur Erkenntnis) und speziellen (quantitativ vs. qualitativ) gesellschaftlichen Aushandlungsprozesses. Das Wiederaufleben der qualitativen Verfahren, einerseits als Reimport aus den USA, andererseits durch die Auseinandersetzung mit dem Kritischen Rationalismus, wurde vor allem innerhalb einer Generation von verschiedenen „Charismatikern“ (in Frontstellung gegen die quantitativen Verfahren, siehe Knoblauch 2007) geleistet und auch durchgesetzt (z. B. Christa Hoffmann-Riem, Thomas Luckmann, Thomas Leithäuser, Joachim Matthes, Ulrich Oevermann, Fritz Schütze, Hans-Georg Soeffner). Es ist m. E. gewinnbringend, Webers Charismatheorie auf die Entwicklung der qualitativen Forschung anzuwenden und zu prüfen, wie das Charisma in den einzelnen Traditionen veralltäglicht und verwaltet wurde und wird (vgl. auch Schnettler 2007). Eine wichtige Entwicklung, welche die Konjunkturen der Sozialforschung in Bewegung brachte, war aus meiner Sicht also die Veralltäglicung des Charismas der „Gründergestalten“ und die damit einhergehende Profanisierung und auch Bürokratisierung der qualitativen Sozialforschung durch die zweite, dritte und vierte Generation.

b. Vom Reputationsmarkt zum ökonomischen Markt

Mir scheint, als würde sich das Feld der ‚Qualitativen‘ spalten, als würden Trennungsprozesse beobachtbar sein: Einige schreiben immer noch für die Kollegen und Kolleginnen und sehen die Akteure oder die Gesellschaft als ihre Klientel an, andere schreiben klammheimlich oder offen für die Politik, die Hochschule, die Medien oder die Wirtschaft. Sie schreiben in deren Sprache, verwenden deren Argumente und Sichtweisen und explizieren das eigenen Tun nur so weit, wie es für die Abnehmer anschlussfähig ist. Und die Abnehmer sind im Wesentlichen

44 Eingebettet ist die Entwicklung der qualitativen Sozialforschung in einen umfassenderen sozialen Prozess der Neubewertung der verschiedenen Wissenschaften: „Seit den 90er Jahren verschieben sich die Gewichte zwischen den Disziplinen dramatisch: Natur-, Technik- und Lebenswissenschaften erringen Dominanz. In der neu etablierten Diskursformation Exzellenzförderung, Wettbewerb, Elitebildung erleiden die Geistes- und Sozialwissenschaften einen vor dem Hintergrund in der Blüte in den 60er und 70er Jahren umso drastischer erfahrenen Niedergang.“ (Scheffer/Schmidt 2009: 293f.)

„Kunden“, die direkt oder indirekt Forschung finanzieren. Das ist keineswegs ehrenrührig – es verändert aber die Forschungsarbeit.

c. Abschied von Therapie und Kritik

Qualitative Forschung war zu Beginn sowohl in Deutschland als auch in den USA eine (oft marxistisch unterfütterte) Gegen-Bewegung. Sie wurde anfangs vor allem durch ein gemeinsames ‚Dagegen‘ geeint. Man war gegen eine den Sinn der Subjekte (= subjektiver Sinn des Handelns) vernachlässigende Wissenschaft, man war gegen eine Wissenschaft, welche die Menschen vor allem als zu optimierende Arbeitskraft betrachteten (die letztlich vor allem krank machte) und man war gegen eine Wissenschaft, die sich einer Wertung enthalten sollte. Ein wichtiger Bezugspunkt war Ende der 1960er Jahre die Debatte zwischen Popper, Adorno, Habermas, Pilot, Dahrendorf und Albert (vgl. Adorno et al. 1972) darüber, ob es die gesellschaftliche Aufgabe der Soziologie ist, die bestehenden Verhältnisse nicht nur zu beschreiben, sondern auch zu kritisieren oder zu verändern (vgl. auch Kap. 1.2).

Ein beachtlicher Teil der ‚Qualitativen‘ hatte sich die Kritik des Bestehenden und die Beseitigung des Krankmachenden auf ihre Fahnen geschrieben. Die starke Subjektorientierung, also die Konzentration auf das sinnhaft und sinnvoll handelnde Subjekt und die damit einhergehende Phantasie, der einzelne Mensch sei der wahre und letzte Verursacher sozialen Handelns, führte dazu, dass statt der Herrschaftsverhältnisse die kleinen Welten der Menschen interessant wurden. Forschung wurde wesentlich herrschaftsneutral(er), denn der forschende Blick wurde von den gesellschaftlichen Ordnungen (= social order) abgezogen und auf die Intentionen der einzelnen Subjekte gerichtet. Aus meiner Sicht hat die qualitative Forschung im Bemühen um die Anerkennung als wissenschaftliches Verfahren (auch in den Augen der ‚Quantitativen‘) mit Max Weber auf die Wertfreiheit gesetzt. Diese Strategie war erfolgreich. Der Preis für den Erfolg war der weitgehende Verzicht auf Kritik und Therapie. Dem muss aber nicht so sein. Dass qualitative Sozialforschung durchaus auch heute noch kritisch sein kann (und sein sollte), zeigen Arbeiten aus dem feministischen und postkolonialen Kontext (Winter 2011; Ploder 2009; Hesse-Biber 2011, 2013).

Jenseits dieser Debatte gilt aus meiner Sicht für jede Art der Forschung: Wissenschaft, also auch die qualitative Sozialforschung, lebt in der jeweiligen Gesellschaft und sie lebt von ihr (finanziell wie inhaltlich) und sie kommuniziert über ihre Ergebnisse mit ihr. Wissenschaft betreiben muss verstanden werden als die in bestimmten gesellschaftlichen Verhältnissen situierte kommunikative Konstruktion eines Sonderwissens, das von eben dieser Gesellschaft und ihren Mitgliedern genutzt wird, um sich zu deuten und auch (neu) zu orientieren. Wissenschaft steht

also nicht außerhalb der Gesellschaft, sondern sie ist einerseits Ergebnis gesellschaftlicher Entwicklungen, aber andererseits gestaltet sie immer auch Gesellschaft durch ihre Arbeit und die Publikation ihrer Ergebnisse mit. Jede Wissenschaft, also auch die qualitative Sozialforschung, kommuniziert mit der Gesellschaft, die sie erforscht und über die sie schreibt. Und: sie gibt nicht nur, sondern, bevor sie anfängt, hat sie schon sehr viel erhalten. Wissenschaft ist auch Ausdruck der Kultur einer Gesellschaft. Kurz: Wissenschaft hat stets auch gesagt, was Subjekte, Gesellschaft, Normen, Werte, Biographien sind und sein sollten und hat dabei vor allem eigene Wertvorstellungen und Interessen vertreten. Die Wissenschaft und natürlich auch die qualitative Sozialforschung waren von Beginn an Partei und nicht uninteressierte Beobachter im Elfenbeinturm. Als solche hatten sie auch, ob sie das wollten oder nicht, Verantwortung für die Gesellschaft, für die sie schrieben.

2.6 Aktuelle Herausforderungen

Betrachtet man das Feld der qualitativen Sozialforschung, so wie es sich zu Beginn des 21. Jahrhundert darstellt, dann finden sich zwei größere Herausforderungen: Die eine wird repräsentiert durch den Mixed-Methods-Ansatz und stellt eine beachtliche methodische Herausforderung dar, da sie an dem grundlegenden Selbstverständnis der qualitativen Methoden und an der Frage rührt, mit welchen Verfahren man sinnhaftes Handeln erfassen kann. Die andere Herausforderung wird repräsentiert durch die Praxistheorie und stellt eine beachtliche theoretische Herausforderung dar, da sie das Subjekt als Quellpunkt des Handelns in Frage stellt und stattdessen die Bedeutung der Praxis hervorhebt, welche selbst wieder das Handeln der Akteure formiert.

2.6.1 Mixed Methods

Kein Zweifel: die qualitative Sozialforschung hat sich etabliert. Die kämpferischen Tage der Pionierzeit, als es noch galt, unter dem Banner der Aufrechten die – damals etablierten – ‚Quantitativen‘ aus dem Felde zu schlagen, sind (insbesondere in der Soziologie und Pädagogik) vorbei und fast schon vergessen – die Zeit der metatheoretischen und paradigmatischen Abgrenzungsbemühungen gegenüber quantifizierenden, nomologisch-deduktiv verfahrenenden Ansätzen scheint vorerst vorüber (siehe auch Kap. 2.5.3). Selbst Vertreter der quantitativen Forschung scheinen auf eine Konsenskurs eingeschwenkt zu sein (vgl. Kromrey 2005). Oft spricht man

(in beiden Gruppen) von zwei Forschungsstrategien, die beide ihre Berechtigung hätten, es käme auf die jeweilige Frage und das jeweilige Ziel der Forschung an, ob man die eine oder die andere Strategie einzusetzen habe (vgl. auch Baur/Blasius 2014). Zudem solle eine Streitkultur erblühen, die über die Stärken und Schwächen der Methoden in Konkurrenz tritt und so den Besten bzw. die beste Methode überleben lässt (vgl. Schreier 2005).

Trotz dieser Etablierung zweier Forschungsweisen (mit Methoden und Methodologien) gibt gerade in letzter Zeit auch jene, die zu Gesprächen über die Grenzen und Gartenzäune hinweg geradezu animieren wollen. Zu diesen ‚Unruhestiftern‘ müssen die Vertreter/innen der Mixed Methods gezählt werden. Sie haben in den letzten Jahren eine vehemente und nachhaltige Diskussion über eine mögliche ‚Verbindung‘ qualitativer und quantitativer Methoden begonnen (vgl. z. B. Erzberger 1998; Kelle/Erzberger 2000; Greene 2007; Mayring/Jetnull-Schiefer 2005; Kuckartz 2014a) – im Übrigen auch international mit beachtlichem Erfolg. Mixed Methods stehen zurzeit sehr hoch im Kurs – auch weil sie zu der oben beschriebenen allgemeinen Entwicklung im Feld sehr gut passen und auch deren Ausdruck sind (zur Entwicklung der Mixed Methods siehe Kuckartz 2014a: 27ff.). Immer öfter finden sich – vor allem bei ansonsten quantitativ orientierten Kollegen/innen – Mixed-Methods-Strategien in Forschungsanträgen⁴⁵.

Für Beobachter und Beobachterinnen dieser ‚neuen Verträglichkeit‘ einerseits und des neuen ‚Vereinigungsdiskurses‘ andererseits taucht dabei schnell die Frage auf, weshalb sich jetzt viele Forschende einig zu sein scheinen. Weshalb auf einmal diese Harmonie? Sind die qualitativen Methoden ‚erwachsen‘ und reputierlicher geworden? Oder ist die ganze Diskussion Teil einer Umarmungsstrategie (von beiden Seiten), die letztlich eine Eingemeindung des anderen zum Ziel hat?

Im Folgenden möchte ich diskutieren, ob die Gespräche zwischen den ‚Quantitativen‘ und ‚Qualitativen‘ unter der Überschrift ‚Mixed Methods‘ zu Recht als ‚Vereinigungsgespräche‘ geführt werden oder ob diese Gespräche auf einem (gegenseitigen) Missverständnis beruhen. Um dies zu erreichen, möchte ich zuerst an die zentralen Prämissen der qualitativen und quantitativen Forschung erinnern, um dann Gemeinsamkeiten und Unterschiede herausarbeiten und bewerten zu können.

45 Eher kritisch zu diesem Versuch Methoden zu mixen: „Die avancierte quantitative Forschung braucht keine qualitative Ergänzung, sie sucht eher Befreiung davon, noch empirische Forschung sein zu müssen. Ihr Anliegen heißt Modellbildung und Simulation. Und die avancierte qualitative Forschung – etwa in der Narrations- oder Konversationsanalyse – braucht keine quantitativen Ergänzungen. Ihr Anliegen ist die theoriehaltige, multimodale Sinnrekonstruktion.“ (Hirschauer 2014: 308)

2.6.1.1 Prämissen der qualitativen Forschung

Die impliziten und auch expliziten Prämissen der qualitativen Forschung kann man recht leicht erkennen, wenn man sich den Vorwürfen zuwendet, welche die ‚Quantitativen‘ und ‚Qualitativen‘ gegeneinander vorbringen, denn hier wirft man sich das vor, was grundsätzlich unterschiedlich ist, also das, was einen unterscheidet. So wird z. B. der qualitativen Sozialforschung oft von quantitativ arbeitenden Forschern und Forscherinnen vorgeworfen, dass sie sich vor allem um ein Verstehen des Individuellen und Subjektiven bemühe, während die quantitative Forschung vor allem auf allgemeine Erklärung angelegt sei (vgl. Schulz/Ruddat 2005). Eine solche Sicht ist gewiss unterkomplex. Angebracht ist die Sicht, dass es das Ziel jeder Wissenschaft ist, zu allgemeinen Aussagen zu kommen. Wissenschaft kann nämlich (will sie ernst genommen werden) nicht im Besonderen verbleiben, sondern Wissenschaft muss immer auch das Allgemeine wollen. Und wenn ich das richtig sehe, beschränken sich nur sehr wenige qualitativ arbeitende Forschende auf die Deskription und/oder Dokumentation des Einzelfalles. Fast allen geht es auch um das Muster, das verbindet, das Muster, das verstehen lässt, das Muster, das erklärt. Ich sehe also keinen generellen Verzicht der ‚Qualitativen‘ auf Erklären – wie dies immer wieder behauptet und auch befürchtet wird.

Einzuräumen ist allerdings, dass innerhalb qualitativer Forschung ‚Erklären‘ nicht mit einem einfachen Determinismus verbunden werden kann, sondern nur noch mit Wahrscheinlichkeiten. Aber das hat etwas mit dem Gegenstand der qualitativen Forschung zu tun. Denn dieser Gegenstand (= menschliches sinnhaftes Handeln) ist sehr komplex, also schwer zu erfassen. Wichtiger jedoch ist, dass dieser Gegenstand nicht nur auf die eigene Praxis reagiert, indem er das Vergangene interpretiert und sein Handeln danach neu orientiert, sondern diese Praxis reagiert sehr sensibel auf Deutungen dieses Handelns, z. B. durch die Wissenschaften. Und je mehr die Wissenschaftler/innen sich in ihren Publikationen an die Öffentlichkeit wenden und je leichter diese an die Ergebnisse der Wissenschaft gelangen kann, desto leichter und nachhaltiger wird die Wissenschaft das von ihr Untersuchte auch irritieren und verändern. Insofern konstituieren die Wissenschaften ihren Gegenstand immer mit. Dieses Wissen ist eigentlich nicht besonders neu, wird aber gerne vergessen.

Trotz der weiter oben wiederholt genannten Unterschiede zwischen den einzelnen qualitativen Methoden (siehe Kap. 1) gibt es dennoch (so scheint es zumindest mir) im Feld der ‚Qualitativen‘ bestimmte Prämissen über die Besonderheiten menschlichen Handelns und deren Erforschung, welche mehr oder weniger von allen geteilt werden. Hier sind einige:

- a. Ausgangspunkt aller qualitativen Forschung sind immer die Subjekte. Sie sind mit ihrer Sinnsetzung, mit ihren Hoffnungen und ihren Befürchtungen, ihren

Ambitionen und Interessen, ihren Emotionen und Berechnungen der Quellpunkt ihres Handelns. Ihr Handeln entfaltet sich Schritt für Schritt in bestimmten Situationen in Auseinandersetzung mit den anderen Beteiligten und den in der Situation zur Verfügung stehenden Ressourcen. Das Handeln der Subjekte ist allerdings gebahnt durch gesellschaftlich entwickelte und gesellschaftlich verteilte und legitimierte Formate (Typen, Gattungen), derer sich die Akteure bedienen und die sie gegebenenfalls auch abwandeln. Diese Bahnungen machen bestimmtes Handeln wahrscheinlicher, anderes unwahrscheinlicher. Auf dieses Handeln wirken die Natur, die Sozialität, der Kontext, die Geschichte nicht direkt und unmittelbar ein, sondern all dies wird einerseits von der implizit deutenden Wahrnehmung und andererseits von der (bewussten oder routinisierten) Deutung des Handelnden gebrochen. Alles erhält erst Macht, wenn es durch den Handelnden und damit für ihn (implizit oder explizit) Bedeutung erhalten hat.

- b. Qualitative Sozialforschung kann entweder alle diese sinnhaften Prozesse deskribieren, fixieren, katalogisieren, kategorisieren und analysieren. Sie kann aber auch (darüber hinausgehend) die Ergebnisse und Folgen des konkret Gewordenen, deren Muster, deren Figur oder deren Struktur rekonstruieren und so auch konkrete Fälle und Entwicklungen verstehen und erklären. Dann versteht sie sich allerdings meist als interpretative oder rekonstruktive Sozialforschung. Was qualitative/interpretative Forschung aber nicht kann (und nicht will) ist auch klar: Sie kann hinter all dem keinen Sinn, keine Rationalität und auch keine Funktion (zum Nutzen des großen Ganzen) erkennen. Geschichte entfaltet sich für diese wissenssoziologische Sicht der Welt nicht, sie reproduziert in der Aktion nicht immer wieder die gleiche Struktur, sondern Geschichte und Interaktion sind trotz ihrer Gebundenheit an die Vergangenheit entwicklungs-offene, einander bedingende und einander durchdringende Prozesse, die immer einmal (wieder) Muster bilden, sich dann jedoch stets wieder ihren eigenen Weg suchen bis zum nächsten Muster, das jedoch wieder ein völlig anderes sein kann.
- c. In und mit ihrer Lebenspraxis schaffen (konstruieren) Menschen arbeitsteilig und kommunikativ Gesellschaft und soziale Ordnung: nicht jeder/jede mit der gleichen Möglichkeit, seine/ihre Vorstellungen umzusetzen und viele arbeiten nicht freiwillig an dieser kommunikativen Konstruktion von Wirklichkeit mit. Ihre Deutungen der gemeinsamen Welt werden im Anschluss an die Arbeiten von Alfred Schütz ‚Konstruktionen erster Ordnung‘ genannt. Sie sind Ausdruck der jeweiligen sozialen Lage und zugleich auch Mittel der ‚Reflexion‘ und Veränderung dieser sozialen Lage. Wissenschaftliche Arbeit ist immer und notwendig Teil dieser arbeitsteilig organisierten Schaffung von Gesellschaft und der sozialen Lagen. Sie ist ein spezifischer Arbeitsbereich mit spezifischen Methoden, Arbeitsstilen und Zielen. Wissenschaftliche Arbeit, die wesentlich durch Forschung,

Kommunikation, Reflexion, Lehre und Prüfung gekennzeichnet ist, produziert auf diese Weise ‚Konstruktionen zweiter Ordnung‘. Dies sind also (Re-)Konstruktionen der sozialen Konstruktionen erster Ordnung. Da Wissenschaftler/innen auch immer in der alltäglichen Praxis leben, die sie untersuchen, sind sie Produzenten/innen von Konstruktionen erster wie zweiter Ordnung. Das bringt sie oft in eine verzwickte Lage und manchmal übersehen sie, dass nicht alles, was Wissenschaftler/innen sagen und schreiben, Konstruktionen zweiter Ordnung sind: Nur wenn sie in Ausübung ihres Berufes und in Nutzung ihres methodischen Instrumentariums Aussagen über die Welt erarbeiten und systematisch bezweifeln und überprüfen, entstehen Konstruktionen zweiter Ordnung.

2.6.1.2 Quantitative Methoden – eine Versuch der Umgrenzung

So weit die Prämissen der qualitativen Forschung. Jetzt zu denen der quantitativen Forschung: Auch wenn ich das Feld der quantitativen Forschung nicht so gut überblicke, scheint mir die These, dass dort vor allem Vielfalt anzutreffen ist, nicht besonders gewagt. Gemeinsam dürfte den ‚Quantitativen‘ lediglich der stabile Glaube an drei Glaubenssätze (Axiome) sein, nämlich dass die Welt der sozialen Ordnung und die Welt der handelnden Akteure (a) recht stabil, (b) von Gesetzmäßigkeiten bestimmt und (c) direkt oder indirekt beobachtbar sind. Und weil dies so ist, können diese Welten genau vermessen und auch Theorien zu ihnen entwickelt werden. Und – so der Glaube – die Theorien können auch in einem ‚dichten‘ Verhältnis zu der jeweils untersuchten Welt stehen – entweder weil man aufgrund von Beobachtungen (also induktiv) Wissen von der Welt erlangt hat (das ist eine etwas ältere und heute weitgehend überholte Sicht) oder weil man aufgrund der Unterstellung von Gesetzen Annahmen über die Beschaffenheit von Welt abgeleitet und mittels empirischer Forschung entweder widerlegt oder bestätigt hat.

Diese Verfahrensweise, die (wie Popper 1935 es einmal formuliert hat) ein aus Theorien geknüpftes Netz auswirft, um Stück für Stück die Welt einzufangen, wird nomologisch-deduktiv genannt. Auch heute gilt sie bei vielen (noch) als Inbegriff empirischer Sozialforschung. Ziel dieser Forschungsstrategie, die vor allem auf die Beseitigung falscher Hypothesen setzt, ist möglichst nahe an die ‚Wahrheit‘ heranzukommen. „Das Ziel quantitativer Sozialforschung ist in der Regel die Überprüfung der Erklärungskraft theoretischer Modelle über die soziale Realität“ (Schulz/Ruddat 2005: 109).

Quantitativ orientierte Forschende verfügen über vermeintlich scharfe Gütekriterien – einerseits um sich von bestimmten Kollegen und Kolleginnen abzugrenzen, andererseits um bei konkurrierenden Theorien zwischen den Böcken und den Schafen unterscheiden zu können. Zentral hierfür sind neben den Kriterien der

Repräsentativität der Datenauswahl auch die Objektivität, die Validität und die Reliabilität der Datenauswertung.

Diese Gütekriterien sind auf einen Teil des Forschungsprozesses bezogen, der als durchaus heikel gilt – nämlich auf den Teil der Forschung, in dem die ‚harte‘ Wirklichkeit in wissenschaftlich verwertbare (in diesem Fall: numerische) Daten verwandelt wird. Hat man erst einmal die numerischen Daten, dann kann man mit der Hilfe von Logik und Mathematik Hypothesen und auch Theorien testen. Da die Güte von Logik und Mathematik außer Zweifel stehen, sind die entscheidenden Fragen alleine die, ob die Daten gut ausgewählt wurden (Repräsentativität) und ob ‚gut‘ gemessen wurde. Objektivität, Validität und Reliabilität beziehen sich nun genau und nur auf diesen Messvorgang. Die strategische Bedeutung von Messung und Auswahl innerhalb einer quantifizierenden Sozialforschung besteht also darin, dass sie im wahrsten Sinne des Wortes das Fundament legen für die Glaubwürdigkeit wissenschaftlicher Forschung: Ist das Fundament brüchig, wird das darauf ruhende Theorie-Gebäude bald einstürzen – ist dagegen das Fundament stabil, lassen sich selbst gewagte und weit gespannte Brücken bauen.

2.6.1.3 Lassen sich qualitative und quantitative Methoden miteinander verschneiden?

Nach dieser kurzen Beschreibung der Eigenheiten der qualitativen und quantitativen Forschung, kann man sich fragen, wie das Hauptanliegen von Mixed Methods, nämlich die Verbindung beider Methodenbereiche gelingen kann. Über das ‚Wie‘ der ‚Verbindung‘ findet sich z. B. bei Schulz/Ruddat folgender Hinweis: Es

„[...] zeigen sich die Stärken und Schwächen der beiden Methoden in unterschiedlichen Bereichen des Forschungsprozesses. Sie sind aber gerade dadurch geeignet, sich gegenseitig zu ergänzen und ein umfassenderes, abgesichertes Bild der sozialen Realität zu zeigen. Zweifellos haben beide Verfahrensklassen ihre inhärenten, unvermeidbaren und invarianten Beschränkungen und ihre spezifischen Grenzen müssen erkannt und berücksichtigt werden. Qualitative Daten können keinen allgemeinen Anspruch für größere Grundgesamtheiten erheben. Quantitative Daten erlauben keine detaillierten Aussagen über Denk- und Handlungsweisen von Individuen. Allerdings sind die jeweiligen Schwächen gleichzeitig die Stärken des jeweils anderen Ansatzes und gerade deshalb können beide Paradigmen zur gegenseitigen Ergänzung herangezogen werden.“ (Schulz/Ruddat 2008: 111)

Um gegenseitige Ergänzung geht es also hier. Das Gute des einen soll um das Gute des anderen ergänzt werden, auf dass das neue Ganze ein umfassenderes und abgesichertes Bild der sozialen Realität erschaffen kann. Damit ist das Ziel der Methodenverbindung klar: Verbesserung im Hinblick auf die Leistung wissenschaftlicher Forschung. Fraglich ist nur die Art der Verbindung. Denn es gehört

zum kleinen Einmaleins nicht nur von Köchen, sondern auch von Gärtnerinnen, Züchtern, Chemikern und Weinbauerinnen, dass es zumindest zwei Arten von Verbindungen gibt, die sich in Art und Ergebnis wesentlich unterscheiden.

Zum einen gibt es Gemenge, bei denen die beteiligten Einheiten in einem bestimmten Verhältnis gemischt werden, dabei aber ihre ursprünglichen Qualitäten behalten. Mischt man Hafer- mit Roggensamen und sät sie aus, dann wachsen nachher Hafer und Roggen in dem ausgesäten Verhältnis friedlich nebeneinander. Zum anderen gibt es Verbindungen, bei denen sich die beteiligten Einheiten zu einer neuen Einheit mit teilweise völlig neuen Qualitäten verbinden. Wenn man z. B. roten mit weißen Wein verschneidet, kann man mit ein wenig Glück ein Cuvée erlangen, das anders und sehr viel besser als die einzelnen Ausgangsstoffe schmeckt. Mit dem Verschneiden von Weinen soll in der Regel die Qualität des Produktes erhöht werden. Die Frage ist: Kann man nicht nur Weine, sondern auch Methoden miteinander verschneiden?

2.6.1.4 Es gibt sie doch – die zwei Kulturen

Erst einmal: Es gibt nicht nur Unterschiede zwischen den Auffassungen der Gruppen der qualitativen und quantitativen Forscher und Forscherinnen. Es gibt auch Gemeinsamkeiten. Auffällig ist erst einmal das Fehlen einer rechten Einheit in beiden Gruppen. So gibt es keine Einheit bei den ‚Qualitativen‘: Es gibt die, die vor allem verstehen wollen, und die, die den Prozess des Verstehens und das Verstandene reflektieren wollen. Und es gibt, da bin ich ziemlich sicher, auch keine rechte Einheit bei den ‚Quantitativen‘: Es gibt die, die vor allem zählen und vermessen, und die, die den Prozess des Zählens und Vermessens und das Vermessene reflektieren.

In beiden Gruppen (auch das ist ihnen gemeinsam) arbeiten Forscher und Forscherinnen offen, kommunikativ, flexibel, intersubjektiv und reproduzierbar. In beiden Gruppen gibt es welche, die sich auf Aussagen über Zusammenhänge kleiner Reichweite beschränken, und andere, die zudem noch Zusammenhänge mittlerer und großer Reichweite erklären wollen. In beiden Gruppen finden sich Forschende, welche die Mikroperspektive, und andere, welche die Makroperspektive bevorzugen. Manchmal liefern bei Forschungsarbeiten die ‚Quantitativen‘ die Hypothesen, manchmal tun das die ‚Qualitativen‘, und manchmal überprüfen die ‚Quantitativen‘ und manchmal tun das die ‚Qualitativen‘.

Und natürlich ruht jede quantitative Untersuchung auf einer qualitativen Basis und natürlich muss sie im Verlauf der Arbeit immer wieder interpretieren – weshalb in quantitativen Untersuchungen immer und notwendigerweise mit den Prämissen qualitativer Forschung gearbeitet wird. Und natürlich ruht jede qualitative Untersuchung auf einer quantitativen Basis (z. B. dann, wenn sie ‚Normalität‘ bestimmen will) und natürlich muss sie im Verlauf der Arbeit immer

wieder die Relevanz, die Wichtigkeit, die Häufigkeit ‚intuitiv‘ ermitteln – weshalb in qualitativen Untersuchungen immer und notwendigerweise mit den Prämissen quantitativer Forschung gearbeitet wird.

In der konkreten Forschung durchdringen sich also das Feststellen von Häufigkeiten und die Ausdeutung von Sachverhalten – und zwar in jeder Phase der Forschung. Es gibt sie also nicht, die klare Trennung der quantitativen und qualitativen Forschung entlang von bestimmten Merkmalen, Phasen, Perspektiven oder Reichenweitenanspruch. Gründe genug, darauf zu hoffen, dass es auch eine echte Verbindung der beiden Methodenverständnisse geben könnte.

Was die beiden Forschungsrichtungen allerdings über das bereits oben Gesagte hinaus deutlich trennt, das ist der Umstand, dass jede Richtung eine eigene Kultur besitzt und dass diese Kulturen nicht so viele inhaltliche Gemeinsamkeiten aufweisen. Das gilt insbesondere, wenn man im Anschluss an Hans-Georg Soeffner unter ‚Kultur‘ jenen „Bedeutungsrahmen [versteht, J. R.], in dem Ereignisse, Dinge, Handlungen, Motive, Institutionen und gesellschaftliche Prozesse dem Verstehen zugänglich, verständlich beschreibbar und darstellbar sind“ (Soeffner 1988: 12).

Obwohl manche sprachlichen Formulierungen in den Darstellungen der verschiedenen Forschungsrichtungen ähnlich klingen, ist eine Reise von der qualitativen zur quantitativen Forschung nicht mit einer Reise von Dortmund nach Essen, sondern mit einer von Dortmund nach Detroit zu vergleichen: Ein Ozean trennt die beiden Kulturen – um eine alte Idee und Metaphorik von Snow (1965) aufzugreifen. Quantitative und qualitative Forschung sind nicht nur durch die Methoden getrennt, sondern vor allem und wesentlich durch die Kultur, deren Ausdruck die Methoden sind (zu der Idee der verschiedenen Forschungskulturen auch im Hinblick auf die Sozialwissenschaften (vgl. Lepenies 1985).

Wollte man beide Kulturen zum Zwecke der Optimierung, also zur Erreichung einer Cuvée, die sowohl die Qualität des Endproduktes erhöht als auch bleibend eine konstante Qualität erreicht, wirklich miteinander verbinden, dann bräuchte man als erstes eine ‚neue‘ Sprache, mit der die Fragen und Probleme aus einer neutralen und übergeordneten Perspektive formuliert werden könnten. Die beiden methodischen Zugangsweisen zur Wirklichkeit müssten zugleich als Perspektiven begriffen werden und das Neue bestünde dann in einer Perspektivenüberschreitung, die jedoch die beiden vorhandenen Perspektiven bewahrt und zugleich überschreitet. Ich bin mir allerdings nicht sicher, ob es überhaupt eine Sprache geben kann, die methodenneutral ist, die nicht bereits Ausdruck eines Paradigmas ist. Unterhalb der Entwicklung einer neuen gemeinsamen Sprache und einer Perspektivenüberschreitung ist jedoch jede Kombination von qualitativen und quantitativen Methoden nur ‚Kantinenessen‘ oder moderner: ein cross over, ein Gemenge ohne ernsthafte Qualitätsverbesserung.

Ohne Zweifel bringt ein cross over der Methoden ein neues, bunteres Bild der untersuchten gesellschaftlichen Prozesse. Wenn man aber daran festhält, dass (aller sozialkonstruktivistischen Einsprüche zu Trotz) Wissenschaft auf eine Verbesserung von Validität hinarbeitet, dann ist aus meiner Sicht fraglich, ob das cross over mehr an Validität erbringen kann – immer unterstellt, man ist sich einig, dass ‚Validität‘ nicht eine messtechnisch definierte Gültigkeit meint, sondern stattdessen, dass der untersuchte Wirklichkeitsbereich in irgendeiner Weise ‚besser‘, ‚differenzierter‘ erfasst wird. Praxistaugliche Handreichungen zum cross over von Methoden führen dann eher in eine (neue) Sackgasse als dass sie Wege eröffnen.

Vielleicht besteht eine vorläufige Antwort auf die Frage ja darin, dass man nicht sofort die ‚große Lösung‘, also eine echte Verbindung der Methoden, angeht. Vielleicht ergibt es mehr Sinn, als ersten Schritt zu einer solchen Verbindung darüber nachzudenken, wie Forschungsfragen, die jeweils an bestimmte Methoden gebunden sind, sinnvoll miteinander verknüpft werden können. Denn es wird einige Fragen (und damit einige Methoden) geben, die man leichter miteinander verbinden kann, und andere, wo das sehr schwer werden wird. Und dann kann man darüber nachdenken, ob es gelingt, auch eine gemeinsame Perspektive zu schaffen. Stephen Gould, selbst ein Vertreter der quantifizierenden Naturforschung, hat die aktuelle Annäherung der beiden Forschungsweisen mit folgenden Worten bewertet:

„Ich möchte, dass Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften die dicksten Freunde werden, dass sie ihre tiefe Verbundenheit erkennen und ihre Schicksalsgemeinschaft im Streben nach menschlichen Werten und Errungenschaften. Dennoch sollten sie ihre zwangsläufig verschiedenen Ziele und Argumentationen weiterhin getrennt halten, während sie ihre gemeinsamen Projekte verfolgen und voneinander lernen. Sie sollen zwei Musketiere sein – beide für einen und einer für beide – und nicht die klassifizierten Abstufungen einer einzigen, großartigen Einheit des Wissens.“
(Gould 2003, Übersetzung zitiert nach Kandel 2012: 589)

Hinter all jenen Überlegungen steht die historisch gar nicht so alte Idee, dass die Wirklichkeit prinzipiell durch empirische, methodisch angeleitete und abgesicherte Forschung aufgehehlt werden kann. Vor dem Hintergrund dieser alten Hoffnung stellt sich dann für viele (nur noch) die Frage, welche Methoden gut und welche schlecht sind. Diskutierte man nur lange genug über diese Frage und würde bei dieser Debatte nur das gute Argument zählen, so die Hoffnung weiter, dann würde am Ende die eine gute Methode (egal ob qualitativ oder quantitativ oder beides) und die Aufklärung der Wirklichkeit stehen. Das ist natürlich nur eine Idee, genauer: eine Utopie. Und die eigentliche Frage ist, ob diese Idee wirklich trägt.

2.6.2 Praxistheorie

Neben den Mixed Methods ist der qualitativen/interpretativen Sozialforschung in den letzten Jahren eine weitere ernst zu nehmende Konkurrenz gewachsen, die (vor allem theoretisch aufgerüstet) der zentralen Prämisse der ‚Qualitativen‘ und ‚Interpretativen‘ von der grundlegenden Sinnhaftigkeit allen Handelns widerspricht und ein alternatives Forschungsprogramm vorschlägt: die Praxistheorie. Gerade weil die Praxistheorie den Grundvorstellungen der qualitativen und interpretativen Sozialforschung vehement widerspricht (aber sich dessen ungeachtet dieser Methoden bedient und auch vehement reklamiert, Teil einer qualitativen Sozialforschung zu sein, vgl. Schmidt 2012; Schäfer et al. 2015), soll hier etwas ausführlicher auf diese Forschungsrichtung eingegangen werden.

Seit Ende der 1990er Jahre formiert sich in den Sozialwissenschaften diese Denkbewegung, die ohne Zweifel einen theoretisch wie methodisch anspruchsvollen, wenn auch keineswegs einheitlichen oder gar gemeinsam auftretenden Ansatz darstellt, sondern eher „ein facettenreiches Bündel von Analyseansätzen“ (Reckwitz 2003: 282) bildet, welches nicht mehr das Subjekt, sondern die Praktiken und die Praxis (aber auch die Dinge und die Körper) in den Vordergrund stellt und diesen Praktiken das Primat bei der Handlungsträgerschaft einräumt (zusammenfassend Reckwitz 2003; Hörning/Reuter 2004; Hillebrandt 2009, 2014; Schmidt 2012; Schäfer 2015; Schäfer 2016). Manche Vertreter/innen sprechen auch schon von einem *practice turn* in den Sozialwissenschaften (vgl. Schatzki et al. 2000). Dieser Wahrnehmung eines grundsätzlichen Wandels entspricht auch, dass es bereits erste Versuche gibt, eine eigene praxistheoretisch unterfütterte Methodologie und Methodik einer Soziologie der Praxis zu entwickeln und zu diskutieren (vgl. Schäfer et al. 2015).

Versammelt werden (je nach Sichtweise der Praxistheorie) von den Protagonisten und Protagonistinnen unter dem praxistheoretischen Ansatz so unterschiedliche Konzepte wie die von Pierre Bourdieu, John Dewey, Norbert Elias, Harold Garfinkel, Ervin Goffman, Anthony Giddens, Stuart Hall, Karin Knorr-Cetina, Karl Marx, Marcel Mauss, George Herbert Mead, Charles Sanders Peirce, Theodore Schatzki, Charles Taylor, Ludwig Wittgenstein und auch Bruno Latour. Aus meiner Sicht ist es auch gerechtfertigt, die Arbeiten von Frederik Winslow Taylor und Frank Bunker Gilbreth zur Rationalisierung der Arbeit in diese Reihe zu stellen, weil sie schon sehr früh die exakte Beobachtung des praktischen Tuns in den Mittelpunkt ihrer Arbeit gestellt haben. In Deutschland wird die praxistheoretische Perspektive zurzeit vor allem von Karl Hörning, Frank Hillebrand, Stefan Hirschauer, Andreas Reckwitz, Julia Reuter, Hilmar Schäfer und Robert Schmidt vertreten.

Wissenschaftsgeschichtlich interessant an der Entwicklung der Praxistheorie ist, dass sich nicht verschiedene Autor/innen unter diesem Begriff versammelt und

an der Entwicklung gearbeitet haben, sondern dass meist jüngere Wissenschaftler/innen eine Reihe älterer, bereits vorliegender Theorien oder Teile davon zu einer großen Theorie-Familie zusammen gebunden haben. Die ‚Praxistheorie‘ ist somit Ergebnis einer wissenschaftlichen Publikationspolitik, bestimmte theoretische Ansätze v. a. unter dem Aspekt der Praxis zu betrachten und sie vor dieser Fokussierung zu vereinen – und manchmal auch zu Unrecht zu vereinnahmen.

Die Praxistheorie (lässt man sich einmal auf diese Sprechpolitik ein) hat, so unterschiedlich (und manchmal auch gegensätzlich) die einzelnen Ausprägungen im Einzelnen auch sind, wie jede andere Denkbewegung auch, viele Wurzeln. Unübersehbar ist, dass der Marxsche historische Materialismus ein wichtiger Bezugspunkt der Praxistheorie darstellt, aber auch prozessorientierte Soziologien, allen voran die Figurationssoziologie von Norbert Elias.

Eine ganz wesentliche Wurzel, die allerdings nur selten explizit gemacht wird, ist der amerikanische Pragmatismus und hier insbesondere die pragmatische Maxime von Peirce, die Erkenntnistheorie von Dewey und die Bedeutungstheorie von Mead. Insofern ist die Praxistheorie auch ein Ausdruck der „Renaissance des Pragmatismus“ (Sandbothe 2000). Zu diesem amerikanischen Pragmatismus zähle ich auch die Arbeiten von Frederik Taylor und Frank Bunker Gilbreth. Insbesondere Gilbreth hat mit seinen frühen Videographien, in denen er die Arbeit von Maurern oder Chirurgen (time and motion studies) genau abfilmte, das Augenmerk darauf gerichtet, dass jede körperliche Tätigkeit ein spezielles Wissen voraussetzt (implizites Wissen), das den Akteuren meist nicht bewusst ist, das sich jedoch über die Praktiken in die Körper einschreibt (ähnlich auch Marcel Mauss)⁴⁶.

Eine wichtige, oft explizit angeführte Wurzel ist die Ethnomethodologie von Garfinkel, die sich ausdrücklich auf die Handlungspraktiken der Menschen konzentriert, mit denen sie sich und anderen ihr Handeln verstehbar („accountable“) machen. Dieser grundsätzliche Ansatz, nicht mehr den bewussten Absichten der Subjekte nachzuspüren, sondern statt dessen deren tatsächlichen und konkreten Sprechhandlungen (selbst die kleinsten und scheinbar unbedeutendsten) zu fokussieren, ist dann später von einigen Schülern Garfinkels (z. B. Harves Sacks, Gail Jefferson etc.) zur Konversationsanalyse ausgebaut worden. Weitere bedeutsame Wurzeln der Praxistheorie sind die Gebrauchstheorie der Bedeutung des späten Wittgenstein, die Kritik Charles Taylors an dem rational handelnden, neutralen Individuum, die Theorie sozialer Praktiken von Pierre Bourdieu, die Diskurstheorie von Michel Foucault und die Akteur-Netzwerk-Theorie von Bruno Latour.

46 Ähnliches fordert auch die Maxime Wittgenstein: „Don’t think, but look!“ (Wittgenstein 1977: 57, PhU 66).

Weil sich also die Praxistheorie aus vielen unterschiedlichen und gegensätzlichen Wissensbeständen, Konzepten und Theorieteilen speist, ist es schwierig, sich mit ihr kritisch auseinanderzusetzen. Oft entsteht das beliebte Hase-und-Igel-Spiel: Kritisiert man einen bestimmten Punkt (Betonung der Beständigkeit von Praxis – Schatzki), wird das Konzept dagegen gehalten, das genau das nicht sagt (Betonung der Erneuerung – Giddens). Deshalb macht es Sinn, sich nicht mit *der* Praxistheorie auseinander zu setzen, sondern mit bestimmten Autoren/innen und bestimmten Aussagen. Das möchte ich im Weiteren versuchen – nämlich mich zum einen mit den Überlegungen zur Besonderheit der *Praktiken* und deren *Verknüpfung* in Anschluss an die Arbeiten von Schatzki, Hillebrandt und Schmidt auseinander zu setzen und zum zweiten mit den Überlegungen zur *Besonderheit der Dinge* in Anschluss an die Arbeiten von Latour. Beide Themen, also die Verkettung von Praktiken als auch der Status der Dinge, sind für die Praxistheorie einerseits essentiell, andererseits lässt sich aber an ihnen zeigen, weshalb sie nur sehr schwer an die qualitative bzw. interpretative Sozialforschung anschlussfähig sind.

Was versteht nun die Praxistheorie (hier im Anschluss an Schatzki, Hillebrandt und Schmidt) unter *Praktiken* und wie *verknüpfen* sie sich? Allen den hier genannten Ansätzen der Praxistheorie ist zweierlei gemein: Einerseits kritisieren alle Ansätze (teils entschieden) den Intellektualismus bewusstseinstheoretischer Ansätze, da diese die Kultur als *mental*, also durch das intentionale Handeln von Subjekten verursacht sehen. An kulturalistischen Theorien wird kritisiert, dass dort das Mentale als eine Art Motor gesehen wird⁴⁷, der alles soziale Handeln antreibt. Dem wird entschieden widersprochen: „The important point is that mind need not be conceptualized as a thing or apparatus that causes behavior“ (Schatzki 2000b: 50). Stattdessen richtet die Praxistheorie ihr Augenmerk auf die konkreten Praktiken, wie sie sich im jeweiligen (Berufs)Alltag vollziehen (vgl. Schmidt 2012: 51ff.). Die Praktiken, verstanden als „a set of actions“⁴⁸ (Schatzki 2000b: 48), sind der neue Ausgangspunkt, nicht die Intentionen der Subjekte – auch nicht die gesellschaftlichen Diskurse oder die in einer Gesellschaft vorfindbaren Texte, da diese wiederum letztlich auf mentale und bewusste Prozesse von Subjekten verweisen und auf diesen beruhen (vgl. Reckwitz 2003: 288f.). Die Praktiken sind (wenn auch inkorporiert und damit nur als knowing how verfügbar) selbst wieder an Körper

47 Zentrales Merkmal des Mentalen ist z. B. nach Husserl dessen Intentionalität, also die Gerichtetheit auf etwas hin.

48 Unter ‚action‘ versteht Schatzki: „Generally speaking, moreover, the actions that compose a practice are either bodily doings and sayings or actions that these doings and sayings constitute“ (Schatzki 2000b: 48). Konsequenter praxistheoretisch versteht er unter ‚saying‘: „A saying, incidentally, is a doing that says something about something“ (ebd.: 55). So wird auch aus dem ‚saying‘ das Mentale getilgt.

gebunden; sie sind nämlich im Wesentlichen Körperbewegungen, die sich in einer Zeit vollziehen und mit Dingen und Artefakten operieren: Praktiken sind „Bündel körperlicher und mentaler Aktivitäten“ (Schmidt 2012: 57)⁴⁹. Aktivitäten sind also „embodied“ und die „nexuses of practices are mediated by artifacts, hybrids, and natural objects“ (Schatzki 2000a: 2). Zudem ist man sich einig darüber, dass „knowledge, meaning, human activity, science, power, language, social institutions, and historical transformation occur within and are aspects or components of the field of practices“ (ebd.).

Der Ausgangspunkt praxistheoretischer Ansätze ist in der Regel die Frage danach, wie soziale Ordnung zustande kommt: „social order can be defined as arrangements of people and the organisms, artifacts, and things through which they coexist“ (Schatzki 2000b: 43). Allerdings ist auch hier eine Präzisierung notwendig: Wenn die Praxistheorie hier von ‚Ordnung‘ spricht, dann ist keine soziale Ordnung gemeint, sondern die *stabile Synchronisation* der Praktiken. Praktiken, die zur Routine geworden sind und sich in die Körper und Dinge eingeschrieben haben, sorgen für das ‚ongoing‘, für das reibungslose Weiterlaufen der Praktiken, ohne dass Akteure mit ihrem Bewusstsein eingreifen müssen⁵⁰.

Die Frage nach der Synchronisation von Handlungen ist im Übrigen eine andere Frage als die klassische soziologische Frage danach, wie Gesellschaft oder Gemeinschaftshandeln möglich ist. Sie geht nicht davon aus, dass Subjekte durch absichtsvolles Handeln eine sinnhafte (und für sie sinnvolle) Ordnung zustande bringen, sondern dass es die Dinge und Praktiken sind, welche die Körper und Menschen zueinander in Beziehung bringen und in dieser Beziehung halten oder aber diese aufbrechen und erneuern: „practice [...] is movement and change. [...] practice dislocates existing positions (meanings) by rearticulating them, thereby establishing transformed discourses“ (Schatzki 2000b: 45). Sozialtheoretisch handelt

49 Auch wenn Schmidt (wie auch Schatzki 2000a) hier darauf hinweist, dass Praktiken immer körperliche *und* mentale Aktivitäten sind und damit nicht ganz auf die Bedeutung des Mentalen verzichten will, zeigt die Betrachtung der *empirischen Praxis* der Praxistheorie, dass das Mentale meist ausgeblendet und statt dessen allein die körperliche Aktivität betrachtet wird.

50 Aus Sicht einer empirisch informierten Wissenssoziologie könnte man hier dagegen halten, dass aus der Tatsache, dass Menschen lange Zeit einem bestimmten Pfad (einer bestimmten Praxis und einer bestimmten Praktik) gefolgt sind, nicht folgt, dass alle, die auf diesem Pfad gehen, diesem Weg blind folgen würden. Richtig ist, dass alle Menschen immer wieder überprüfen und auch, soll das Handeln gelingen, überprüfen müssen, ob der Weg noch der alte ist, ob Löcher oder Unebenheiten entstanden sind und keine Steine herum liegen. Tun sie das nicht, findet also eine permanente Feinabstimmung von Körper und Umwelt nicht statt, kommt es schnell zu Unfällen.

es sich bei den hier zur Rede stehenden praxistheoretischen Ansätzen also um eher *ordnungstheoretische* und nicht um *handlungstheoretische Ansätze*.

Die (wenn auch in diesem Punkt heterogene) Praxistheorie verzichtet ausdrücklich auf den bewusstseinsphilosophisch aufgeladenen Begriff des Subjekts, das aktiv, sinnhaft und sinnvoll Handlungen auswählt und setzt (denn dieses Subjekt ist selbst erst Ergebnis von Praktiken), sondern man spricht nur noch von ‚Akteuren‘, die Praktiken vollziehen. Praktiken werden dann nicht mehr von Subjekten ausgewählt, sondern Praktiken sind mit anderen Praktiken derart ‚verkettet‘, dass sie sich wie von selbst nachziehen:

„Praktiken gelten der Praxistheorie somit als Ereignisse, die operativ aufeinander bezogen sind und in ihrer regelmäßigen Verkettung als Praxisformen gefasst werden. Sozialisierte, mit Habitus ausgestattete, in vielfältiger Form zueinander positionierte Akteure müssen in dieser Theorieanlage als ein Bedingungsgeflecht der Praxis gefasst werden. Akteure sind deshalb der Praxis nicht ursächlich voraus gestellt, sie sind als mit Habitus ausgestattete Körperkomponenten der durch die Praxis selbst hervorgerufenen Bedingungsstrukturen der Entstehung und Verkettung von Praktiken.“ (Hillebrandt 2009: 54)

Andererseits teilen die meisten Praxistheoretiker/innen implizit oder explizit die theoretische Prämisse, dass Praktiken nicht nur Entäußerungen eines ‚inneren‘ sinnhaften Wollens sind, sondern dass Praktiken auch die ‚Macht‘ haben, auf das Innen der Subjekte zurückzuwirken, dieses zu formen oder auch neu zu gestalten. Damit wird tendenziell die ‚Agency‘ des Handelns, die in der westlichen und hier insbesondere der qualitativen Sozialforschung lange Zeit allein dem Subjekt zukam, auf die äußere Praxis bzw. die Praktiken, die den Subjekten auferlegt ist, verschoben. Aus diesem Handlungsprimat der Praxis bzw. der Praktiken ergibt sich die besondere Herausforderung für die qualitative Sozialforschung. Alles Mentale, also auch Bewusstsein, ist verzichtbar und damit auch Sinn und sinnhaftes Handeln.

Sicher richtig an der Position praxistheoretischer Ansätze ist, dass sich soziales Handeln nicht allein (und noch nicht einmal wesentlich) dem bewussten Willen der handelnden Subjekte verdankt. Deshalb hat sich die qualitative/interpretative Sozialforschung ihr Problem mit der Handlungspraxis des Subjekts zum Teil selbst eingebrockt – auch weil sie sich in den zurückliegenden Jahren (zu) sehr auf die Bewusstseinsleistungen der Subjekte und die *sprachlichen Formen von Wissen* konzentriert hat⁵¹. Dabei hat sie die Situation aus dem Blick verloren, ebenso die

51 Aus einer wissenssoziologischen Perspektive könnte man sagen, dass die meisten praxistheoretischen Ansätze vornehmlich das *nicht-sprachliche Wissen* in den Blick nehmen, also das *soziale Wissen*, das sich in die Praktiken und die Dinge historisch eingeschrieben hat und nicht in Sprache, Worten und Texten vorliegt. Die Bedeutsam-

Praktiken des Kommunizierens und Interagierens. Letztere hat sie aus ihrer Geschichte und ihrer Geschichtlichkeit herausgelöst und damit hat die qualitative und interpretative Sozialforschung der Praxistheorie hinreichend Gründe für den Vorwurf geliefert, die qualitative Sozialforschung verfehle mit der Konzentration auf die einzelnen Subjekte, deren Motive und deren mentale Zustände den Gegenstand der Sozialwissenschaften, nämlich die soziale Ordnung.

Zur Erläuterung dieses Vorwurfs sei daran erinnert: Ausgangs- und Fluchtpunkt aller *qualitativen* Sozialwissenschaften ist das ‚Subjekt‘ oder auch der ‚subjektive Sinn‘ und subjektive Sichtweisen – und Ausgangspunkt aller *interpretativen* Forschung ist neben dem Subjektiven auch der soziale Sinn und die soziale Ordnung (siehe auch Kap. 1.4) – also in den Worten der Praxistheorie: mit Ausprägungen des *Mentalen*. Gemeint ist in der qualitativen Forschung mit ‚Subjekt‘ in der Regel nicht ein transzendentes Subjekt, sondern ein empirisches, ein konkretes, historisches und individualisiertes Subjekt, das einen bestimmten Körper und eine bestimmte Psyche sein Eigen nennt. Und in der interpretativ ausgerichteten Forschung ist mit dem ‚Sozialen‘ immer eine konkrete, historisch gewordene und individualisierte, kommunikativ erarbeitete gesellschaftliche Wissensordnung adressiert.

Die qualitative und interpretative Sozialforschung interessiert sich für die Sicht der Menschen in einer bestimmten sozialen Welt, deren Interessen, deren Absichten, deren Deutungen, deren Art zu kommunizieren. All dies, das Individuelle wie das Soziale, gilt es zu erfassen und zu analysieren. Vor allem geht es immer wieder um das Handeln dieser empirischen Subjekte, wie sie Leben vorfinden, wie sie Leben ändern, wie sie ihre soziale Welt – auch mittels Kommunikation – gestalten. Weil sich die Aufmerksamkeit der qualitativen und interpretativen Forschenden in den letzten Jahren vor allem auf die Lebensformen, die Kommunikationsweisen, Deutungsleistungen und Aneignungspraktiken dieser empirischen Subjekte richtete, weil also die Lebensäußerungen konkreter Subjekte im Scheinwerferlicht der Forschung standen, blieben die Situation und die in ihr vorfindbaren Praktiken und Umgangsweisen mit Dingen innerhalb der aktuellen Sozialforschung oft im Halbschatten: Man ahnt sie mehr als man sie sieht.

Das Besondere der Praxistheorie ist nun ihre Betonung und genaue Inspektion menschlicher Praktiken und der Artefakte und Dinge. Praktiken wie Dingen kommt

keit dieses Wissens bei der kommunikativen Konstruktion von Wirklichkeit wird von praxistheoretischen Ansätzen nicht nur in Erinnerung gerufen, sondern auch gezeigt. Dabei schütten einige Ansätze das Kind mit dem Bade aus, da sie die Praktiken und die Dinge in ‚Akteure‘ umetikettieren. Von diesen geht dann der Impuls zum Handeln aus. Neben dem Impuls geht aber von den Praktiken und den Dingen eine Art ‚Sog‘ aus, den etablierten Pfaden der Praktiken bzw. dem etablierten Gebrauch der Dinge zu folgen.

demnach eine Handlungsmacht zu, welche die Sinnhaftigkeit des Handelns von Subjekten überflüssig macht. Beides macht jedoch aus Sicht einer qualitativen und interpretativen Sozialforschung keinen Sinn – was im Weiteren erläutert werden soll. Dabei werde ich zuerst auf die Praktiken eingehen und fragen, was man gewinnt, wenn man bei dem Verstehen und Erklären menschlichen Handelns auf das Mentale verzichtet. Danach werde ich auf die Rolle der Dinge und deren Selbstversorgtheit und Eigenständigkeit eingehen.

Zu den Praktiken: Um die Bedeutung von ‚Praktiken‘ und deren Verkettung besser einschätzen zu können, wähle ich als Ausgangspunkt eine sehr bekannte Formulierung von Ervin Goffman: In der ‚Rahmenanalyse‘ heißt es:

„Mir geht es um die Situation, um das, dem sich ein Mensch in einem bestimmten Augenblick zuwenden kann; dazu gehören oft einige andere Menschen und mehr als die von allen unmittelbar Anwesenden überblickte Szene. Ich gehe davon aus, dass Menschen, die sich gerade in einer Situation befinden, vor der Frage stehen: Was geht hier eigentlich vor? Ob sie nun ausdrücklich gestellt wird, wenn Verwirrung und Zweifel herrschen, oder stillschweigend, wenn normale Gewissheit besteht – die Frage wird gestellt, und die Antwort ergibt sich daraus, wie die Menschen weiter in der Sache vorgehen.“ (Goffman 1977: 16)

Für viele Sozialwissenschaftler/innen ist in der berühmten Formulierung Goffmans: „What is going on here?“ und daran anschließend: „What is salient?“ die Frage der qualitativen/interpretativen Sozialforschung auf den Punkt gebracht. Allerdings nur auf den ersten Blick scheint klar zu sein, was damit gemeint ist, beim zweiten Blick ist das jedoch (wie so oft) nicht der Fall. Denn was bedeutet diese, in der Soziologie so oft zitierte Frage eigentlich? Ist es die Frage danach, welchen *Sinn* das ganze Handlungsgechehen in einer Situation macht – wenn ja, dann stellt sich die Anschlussfrage, für wen die Handlungen Sinn machen: für die *Teilnehmenden* oder für die *Forschenden*? Also geht es um die Aufdeckung der bewussten Absichten der Handelnden (= wissen, was die Handelnden anstreben) oder geht es um die Aufdeckung der ‚normativen Ordnung‘ zwischen den Handlungen (= Wissen um die ‚syntaktischen Beziehungen‘ zwischen den Handelnden)? Goffmans Antwort darauf ist eindeutig: „Es geht hier also nicht um Menschen und ihre Situation, sondern eher um Situationen und ihre Menschen“ (Goffman 1975: 9). Für Goffman ist also *nicht* der subjektive Sinn der Handelnden das Zentrale, sondern die sozial vorstrukturierte Situation und die in ihr in Geltung gesetzten Normen, welche die Handelnden zueinander in Beziehung setzen und an denen sich die Handelnden in ihrem Handeln orientieren und welche die Forscher/innen erkennen lassen, was hier (eigentlich) los ist. Goffman ist immer mehr an der sozialen (Interaktions-) Ordnung interessiert als an dem subjektiven Sinn.

Die Goffmansche Frage „What is going on here?“ ist also mit dem Arbeitsfeld der interpretativen Forschung kompatibel, weniger mit der qualitativen Variante, die sich um den subjektiven Sinn bemüht. Denn Goffman stellt nicht die Frage, wie die an der Situation Beteiligten im Einzelnen die Situation deuten, welche Absichten sie hegen, welche bewussten Strategien sie einsetzen bzw. nutzen, was sie erwarten und was sie befürchten, sondern die Frage nach dem sozialen Rahmen, der das Handeln sinnvoll macht. Dennoch kann man sich genau für diese Fragen interessieren und sich dabei mit guten Gründen auf Schütz und Berger/Luckmann berufen. Beides zusammen: subjektive Perspektive und sozialer Sinn verschränken sich in der konkreten Situation, weshalb beides zu erheben und analysieren ist.

Was sich aber auf keine Weise mit der Goffmanschen Formulierung in Einklang bringen lässt, das ist die Frage danach, was die Handelnden gerade praktisch verrichten, welche Praktiken sie ausüben oder genauer: von welchen Praktiken sie sich leiten lassen oder zu was die Praktiken die jeweils Beteiligten verleiten, also was die Praktiken *mit den Menschen* machen und wie sich die Praktiken verketten.

Dies kann man an folgendem, zugegebenermaßen sehr einfach strukturierten und deshalb gut analysierbaren Beispiel sichtbar machen: *In einem Zimmer sitzt eine Person auf einem Stuhl, vor ihr ein (Schreib-)Tisch und darauf ein Laptop. Sie ist alleine in dem Raum. Die Person bewegt ihre Finger sehr schnell über die Tastatur ihres Laptops. Sie schwitzt erkennbar.* So weit die Konturen der Situation. Was ist hier los? Wann ist diese Frage beantwortet?

Ist sie beantwortet, wenn man schreibt, dass hier eine Person eilig auf ihrem Laptop tippt, und weil sie so schnell tippt/schreibt, schwitzt sie? Die Schnelligkeit der Fingerbewegung treibt den Kreislauf hoch, was die Einleitung des körperlichen Kühlvorganges (Schwitzen) zur Folge hat. Oder ist es die Hitze im Raum, die den Schweiß hervortreibt (Klimaanlage kaputt)? Oder ‚tippt‘ hier eine Person, weil das elektronische Schreibgerät vor ihr steht und weil vom Gerät eine Art ‚Tippzwang‘ ausgeht? Muss sie also schnell tippen, weil sie sich vor das Gerät gesetzt hat und die eine Praktik (= sich vor einen Laptop setzen) die andere Praktik (= tippen) nach sich zieht? Weshalb muss sie überhaupt schnell tippen? Hier stellt sich ebenfalls die viel entscheidendere Frage – nämlich die Frage nach der Unterscheidung zwischen *Tippen* und *Schreiben*: Denn die Praktik des Tippens zieht nicht notwendig die Praktik des orthographisch, grammatisch, semantisch und pragmatisch angemessenen Schreibens nach sich. Wer A tippt, muss nicht notwendigerweise B tippen. Jeder kann immer auch anders.

Die Frage ist: Wenn man das Mentale vernachlässigt, gibt es dann überhaupt ein Schreiben oder doch nur ein Tippen? Ist die Praktik des ‚Tippens‘ von der Praktik des ‚Schreibens‘ kategorial zu unterscheiden? Wenn ja, was unterscheidet sie? Gibt es eine Praktik des Schreibens, die dafür zuständig ist, korrekte Texte zu

produzieren? Gibt es für jeden Text oder jede Textsorte eine eigene inkorporierte Praktik? Gibt es für gute und schlechte Texte eigene Praktiken oder wie kommen schlechte Texte zustande?

Oder schreibt in der hier geschilderten Situation ein Familienvater einen wichtigen Bericht (in letzter Minute), bei dem jedes Wort ‚sitzen‘ muss und von dem das Verbleiben des Schreibenden in einer Organisation und damit sein Beschäftigungsstatus und damit auch seine soziale Existenz abhängt? Ist der Inhalt des Schreibens also so wichtig, weil mit dem Schreiben die Zukunft des Schreibenden auf dem Spiel steht und treibt die damit verbundene Angst dem Schreibenden den Schweiß auf die Stirn? Ist der subjektive und der soziale Sinn des Tuns (= Schreiben eines wichtigen Berichts), also das Mentale das, was dem Schreibenden den Schweiß auf die Stirn treibt? Oder ist es im Raum heiß *und* es geht zugleich um die Existenz des Schreibenden?

Was hätte man eigentlich aus soziologischer Sicht mehr an Einsicht oder Erklärungskraft gewonnen, wenn man bei der Analyse der geschilderten Situation statt auf das Mentale auf die Praktiken verweisen würde? Und wäre dieser Verweis auf die Praktiken, die sich selbst miteinander verketteten, überzeugend⁵²?

Praktiken verbinden sich, und das sieht man an dem schlichten Beispiel sehr gut, gerade nicht von selbst, sondern Menschen müssen die Praktiken in Inhalt, Ablauf

52 Oft führen praxistheoretische Ansätze für die handlungsverkettende Kraft der Praktiken ins Feld (z. B. Schmidt 2012: 89ff.), dass gerade im professionellen Sport (z. B. Fußball, Handball, Volleyball) die Akteure bei der Feinabstimmung ihres Handelns nicht mehr bewusst und gewollt vorgehen, mithin das Mentale ausschalten. Die Akteure wüssten aufgrund des intensiven jahrelangen Trainings genau, welchem Plan sie bei welchen Spielzügen zu folgen haben, so dass sie einander „blind“ verstünden und deshalb auch „blind“ einen Pass ohne Sichtkontakt erfolgreich geben könnten. Gerade bei den besten Mannschaften sei dies der Fall. Die Metapher vom ‚blinden Verstehen‘ suggeriert jedoch etwas völlig Falsches. Denn gerade beim professionellen Sport ist zwar ein hohes Maß an inkorporiertem Wissen um die routinierten Spielzüge notwendig, aber nur wenn diese Akteure gerade nicht blind sind, sondern ihr Handeln permanent, wenn auch in und mit Mikrobewegungen aufeinander abstimmen, gelingt der Pass im richtigen Moment. Nur wegen dieser Abstimmung kann der Angespülte den Ball fangen oder treten. Spielt jemand einen Pass ‚blind‘, also ohne zu sehen, ob der Mitspieler am Endpunkt des Passes auch sein wird, dann wird er nur durch Zufall erfolgreich sein. Denn nur, wenn die Akteure im oder vor dem Handeln mittels Augenkontakt ihr Handeln aufeinander abgestimmt haben, also wenn es zu einem, wenn auch mikroskopisch kleinen *turn-taking* gekommen ist, wird aus den blinden Pass ein echter Pass, der zu einem glücklichen Ende führen kann. Noch drastischer: Ließe man eine Mannschaft von blinden Menschen jahrelang einen bestimmten Spielzug beim Handball oder Fußball trainieren, würden sie in einem echten Spiel gegen einen echten und sehenden Gegner nicht nur nie gewinnen können, sondern keine ihrer Pässe käme ans Ziel.

und Form mit Hilfe von Sinnsetzungsprozessen immer wieder neu gestalten, auch wenn diese Sinnsetzungsprozesse selbst wieder routinisiert sind⁵³.

Aus Sicht der qualitativen bzw. interpretativen Sozialforschung kann man fragen: Wann hat man in diesem und ähnlichen Fällen die Frage: „Was ist hier eigentlich los?“ angemessen beantwortet? Wenn man das praktische Tun und deren Verrichtung und die damit einhergehenden körperlichen Prozesse oder Wirkungen rekonstruieren kann? Wenn man Praktiken auf einer ‚sinnfreien‘ Ebene beschreiben kann? Oder hat man (so rhetorisch weiter gefragt) die Frage beantwortet, wenn man den *subjektiven* und den *sozialen* ‚Sinn‘ der Handlung für die Akteure oder besser: für die beteiligten Subjekte begreift, in Worte fassen und damit verstehen und damit auch anderen erklären kann, in welchem Rahmen die Beteiligten handeln und was für sie (= ihre Identität und ihre Zukunft) auf dem Spiel steht, wenn sie in dieser Situation bestimmte Züge setzen? Aus Sicht einer Sozialforschung, die sich als qualitativ interpretativ oder rekonstruktiv versteht, ist die Sache völlig klar. Nur wenn man aus einer wissenschaftlichen Perspektive den *sozialen* und zugleich den individuellen Sinn der Praktiken, den diese für die sozialen Akteure haben, ermitteln kann, handelt es sich um verstehende Sozialforschung.

Ein anderes Beispiel, das einen weiteren Aspekt der Handlungsverkettung deutlich macht, nämlich, dass Sinn immer auch eine Geschichte hat und das Verstehen immer diese Geschichte kennen muss: Nach dem zu fragen, was hier eigentlich los ist, ist auch vergleichbar mit der Situation, wenn man (in der Bahn sitzend) zur Seite zu der Sitznachbarin schaut und dort als ‚Zaungast‘ auf dem Bildschirm ihres Laptops einen kurzen Filmausschnitt sehen kann, der erkennbar aus einer Serie (z. B. Friends, Games of Thrones etc.) stammt.

In einem solchen Fall sieht und hört man zwar, dass dort auf dem Bildschirm ein junger Mann zu einer jungen Frau sagt, dass er sie liebe, also allgemeiner: dass er der jungen Frau eine Liebeserklärung macht – aufgrund derer die junge Frau ihn zärtlich küsst (all das versteht man). Ich als zuschauender Zaungast verstehe also, dass es sich um eine Liebeserklärung eines Mannes an eine Frau handelt (weiß also, was dort geschieht, was dort los ist), jedoch verstehe ich nicht wirklich, was dort ‚eigentlich‘ los ist. Dies verstehe ich vor allem deshalb nicht, weil ich über die Personen, deren Geschichte und die gesamte Situation nichts weiß, da ich weder den Film, noch die Serie, noch das Genre kenne. So weiß ich zum Beispiel nicht,

53 Das wissen im Übrigen auch praxistheoretisch orientierte Sozialforscher/innen: Wenn sie empirisch das Verhalten von Menschen vor dem Laptop untersuchen, dann vertrauen sie gerade nicht auf eine selbständige Verkettung der Praktiken, sondern lassen (so z. B. Schmidt 2012: 156ff.) die Untersuchten laut vor sich hin sprechen (thinking aloud), was sie weshalb in dieser sozialen Situation tun und welche Sinnzuweisungen jeweils in Kraft sind.

ob der junge Mann mit einer anderen Frau verheiratet ist oder ob er innerhalb der Serie ein bekannter ‚womanizer‘ ist, der (wie alle Zuschauer wissen) immer wieder die Frauen rumkriegen möchte, indem er ihnen eine Liebeserklärung macht.

Das Verstehen der gesamten Situation ist aber noch viel komplizierter, da ich nicht nur den Bildschirm meiner Mitreisenden sehe, sondern auch ihr Lächeln angesichts der Liebeserklärung des jungen Mannes. Auch hier erkenne ich zwar ein Lächeln, doch weiß ich nicht wirklich, was ‚eigentlich‘ los ist. Das weiß ich erst, wenn ich sowohl der Situation als auch den jeweiligen Handlungen einen Sinn zuschreiben kann, der mir klarmacht, was jeweils der Fall ist, was eigentlich für die Handelnden von Bedeutung und was ohne Bedeutung ist, in welchem Rahmen das alles stattfindet.

Die Frage: „Was ist hier eigentlich los?“ kann also nicht übersetzt werden in die Fragen: „Was wird hier eigentlich getan, welche Praktiken werden vollzogen und wie wird der Körper bewegt?“, sondern sie muss verstanden werden als die Frage danach, was die Handlungen der Beteiligten in der Situation in einem bestimmten sozialen Rahmen (und damit auch für die jeweils anderen Beteiligten) bedeuten. Nur dann werden die Handlungen ‚sinnadäquat‘ verstanden und das ist das Ziel einer qualitativen und interpretativen Sozialforschung.

In dieser Orientierung zeigt sich besonders gut der Unterschied zu einer Praxistheorie, die sich auf Praktiken, Operationen und Tun konzentriert und dabei die Suche nach der sozialen Bedeutung der Handlungen in bestimmten Situationen und Rahmen außer Acht lässt. Handlungen verstehen sich nicht von selbst, außer man reduziert die Handlungen auf ein Nacheinander von Körperbewegungen, die einander physikalisch bedingen. Dabei entfällt jedoch der Sinn der Handlung komplett. Weder Praktiken noch Handlungen verknüpfen sich selbständig (und hier widerspreche ich der Praxistheorie deutlich⁵⁴), sondern sie müssen in einer sozialen Situation sinnhaft von den Beteiligten aneinander angeschlossen werden. Die Untersuchung von Praktiken liefert also keine Antworten auf die Frage, weshalb die Menschen das tun, was sie tun, sondern sie stellt die Frage nach dem Sozialen in den Praktiken – genauer: nach deren sozialen Sinn.

Ähnliches zeigt sich m. E. auch, wenn man die anderen ‚Kronzeugen‘ der Praxistheorie untersucht, also die *Dinge* und die *Artefakte*. Hier setzt ganz prominent die Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) von Bruno Latour, einem führenden Vertreter der Praxistheorie, an. Latour und in dessen Spur auch andere qualitativ arbeitende

54 Vgl. z.B. die Formulierung von Diana Lengersdorf: „Es sind vielmehr die Praktiken selbst, in ihrer losen Kopplung aneinander und den darin involvierten Partizipanten [...], die an sich ‚erinnern‘ und damit ihre Dauerhaftigkeit begründen“ (Lengersdorf 2015: 179f.).

Sozialwissenschaftler/innen wollen die Asymmetrie⁵⁵ zwischen den Dingen und den menschlichen Akteuren beseitigen, wollen die Bedeutung der Dinge in der Situation sichtbar machen und damit den Dingen auch die Bedeutung, die ihnen zukommt, zurückgeben. Mit der wachsenden Bedeutung der Dinge rücken auch die Situation, die Praktiken und die Dinge wieder mehr in den sozialwissenschaftlichen Blick, sind es doch die Dinge und deren Ordnung, die sich am augenfälligsten in einer Situation zu Wort melden.

Wegen dieser neuen Bedeutung der Dinge möchte ich im Weiteren der Frage nachgehen, ob der Latoursche Dingbegriff eine systematische Revision des Situationsbegriffs erfordert und damit auch eine Erweiterung der qualitativen Sozialforschung zeitigt. Auch wenn der Latoursche Dingbegriff und auch dessen Fähigkeit, ‚Agency‘ zu haben, in den Schriften von Latour changiert⁵⁶, möchte ich seine Position mit folgenden Bestimmungen Latours umgrenzen (zur ANT von Latour siehe Schmidgen 2011, Mathar 2012, Gertenbach 2015, Schäfer 2015 und 2016). Demnach ist für Latour „jedes Ding, das eine gegebene Situation verändert, indem es einen Unterschied macht, ein Akteur, oder, wenn es noch keine Figuration hat, ein Aktant“ (Latour 2010: 123). Ein Hammer, ein Wasserkessel, ein Korb, Kleider, Fernbedienungen, aber auch Autos, Bremsen und auch Reifen sind in diesem Verständnis Objekte, die „entsprechend unserer Definition Akteure oder genauer Beteiligte am Handlungsverlauf“ (Latour 2010: 123f.) sind.

Das scheint eindeutig zu sein, aber der Teufel liegt im Detail: Denn was bedeutet die Formulierung, ‚dass jedes Ding, das eine gegebene Situation verändert, ein Akteur ist‘? Hat ein geplatzter Autoreifen, der dazu führt, dass das Auto erst gegen einen Berg prallt und dann fast in einen Fluss stürzt, die Handlungsmacht? Hat

55 Auch wenn der gewünschten Beseitigung der Asymmetrie keine moralische Stellungnahme, sondern die epistemologische Entscheidung zugrunde liegt (ausführlich Latour 2002), nicht vorschnell und vorab den Menschen einen bestimmten Wesenskern und damit zugleich das Handlungsprimat einzuräumen (und damit den Sprachgebrauch der Menschen übereilt der Wissenschaft zugrunde zu legen), also nicht bereits theoretisch imprägniert nur noch das zu sehen, was man schon zu wissen glaubt, so liegt auch der Entscheidung, auf eine prinzipielle Unterscheidung zwischen Dingen und Menschen zu verzichten und stattdessen auf deren Relationen zu setzen, ebenfalls eine theoretische Imprägnierung zugrunde – einfach deshalb, weil es keinen ‚Sprung‘ in das Vorsoziale, das Ungedeutete geben kann. Auch die Umstellung vom ‚Wesenskern der Akteure‘ zur ‚Relation der Akteure‘ ist letztlich essentialistisch begründet und ihr liegt (wie Hirschauer zeigt) das Vor-Urteil zugrunde, dass alle Akteure schon immer in Bewegung waren und diese Bewegung in ihren Netzen immer nur weitergeben (vgl. Hirschauer 2012: 20).

56 Zum Begriff der ‚Agency‘ und deren Bedeutung für qualitative Forschung siehe Bethmann et al. (2012).

er Agency? Ohne Zweifel hat der geplatzte Reifen die Ereignisse verändert. Ohne Zweifel hat er einen Unterschied gemacht, der einen Unterschied macht. Ist also der Reifen Akteur und sein Platzen ein Tun oder Handeln? Ist, um die Sache noch weiter zuzuspitzen, der Reifen geplatzt oder ist die Luft im Reifen explodiert oder hat ein spitzer Stein auf der Straße den Reifen zerstört? All das wären bei dieser Sicht der Dinge Kandidaten für den Akteurstatus – natürlich sind sie keine human beings, sondern non-humans, die am Handeln beteiligt sind, und die man bei einer Wissenschaft des Sozialen notwendigerweise berücksichtigen muss⁵⁷.

Gewiss muss man hier unterscheiden: Nicht alle Dinge, die wir ‚Dinge‘ oder ‚Objekte‘ nennen, sind gleich. Einige Objekte entstammen der Natur und andere Dinge haben die Menschen erzeugt, um damit irgendwelche Handlungsprobleme zu bearbeiten. Zur ersten Sorte von Dingen gehören die Vulkane, zur zweiten Sorte gehört die Violine (zu dieser Art von Objekten zählen auch Autos, Bremsen, Reifen und natürlich auch Zäune und Flugzeuge). Auch wenn Vulkane und Violinen einiges gemeinsam haben, sie sind nämlich ‚Dinge‘ (wenn auch nicht geschaffen vom gleichen Akteur), sind sie doch kategorial zu unterscheiden: die einen in der Natur entstanden (Vulkane), die anderen sind von Menschen gemacht (vgl. auch Linde 1972). Gewiss haben beide Auswirkungen auf die Handlungen von Menschen und gewiss stoßen beide bestimmte Handlungen an. So geht von dem Vulkan die Drohung von Feuer und Tod aus, aber auch das Versprechen auf fruchtbare Erde und neues Wachstum. Aber obwohl der Vulkan die Felder der Menschen fruchtbar machen kann, ist er keine Ausweitung der menschlichen Hand – wie z. B. der Pflug oder der Kunstdünger.

Die Violine ist im Vergleich zum Vulkan dagegen eine „extension of man“ (McLuhhan 1968) und enthält deshalb einen Imperativ, der sich in einer Art Reflexivität auf sich selbst bezieht. Dieser Imperativ lautet: „Benutze mich auf eine besondere Weise!“. Wenn der Vulkan ausbricht, dann bewegt sich zwar sehr viel (es kommt zu einer massiven Aktion), aber die Bewegung hat nichts mit Menschen zu tun und alles, was passiert, passiert ohne Sinn, ist allein durch die Gesetze, die von der Physik beschrieben werden, bestimmt und erklärbar. Aber wenn die Violine ‚spielt‘, dann findet eine Aktion statt, dessen Urheber ein Mensch ist, und alles was passiert, passiert mit Sinn. Auch wenn der Ton vollständig durch die Gesetze der Natur erklärbar ist, geht die Melodie auf den sinnhaft handelnden Menschen

57 „ANT ist nicht die leere Behauptung, dass Objekte etwas ‚anstelle‘ der menschlichen Akteure tun: Sie sagt einfach, dass eine Wissenschaft des Sozialen nicht einmal beginnen kann, wenn die Frage, wer und was am Handeln beteiligt ist, nicht zunächst einmal gründlich erforscht ist, selbst wenn das bedeuten sollte, Elemente zuzulassen, die wir, in Ermangelung eines besseren Ausdrucks, *nicht-menschliche Wesen (non-humans)* nennen könnten.“ (Latour 2010: 124)

zurück – wenn der spielende Mensch sein Werkzeug beherrscht, also wenn er die Praktik des richtigen Spielens nicht mehr bewusst ausübt, sondern sie sich aus seinem geübten Körper ‚ergibt‘. Ohne Zweifel ‚ist‘ (= bedeutet) das Werkzeug sehr viel mehr als seine Erschaffer bzw. Erschafferinnen absichtsvoll ‚hineingetan‘ haben – und zwar auf dreifache Weise:

- a. Das Werkzeug hat einen Bedeutungsüberschuss, welcher von seinen Erschaffer/innen in der Regel nicht wahrgenommen wird. Die soziale Bedeutung eines Werkzeugs zeigt sich erst in der Geschichte seines Gebrauchs und der Praxis der menschlichen Aneignung. Hier kann es durchaus passieren, dass das Werkzeug letztendlich zu anderen Zwecken genutzt wird als von seinen Erschaffern beabsichtigt.
- b. Auch die Materialität des Werkzeugs hat Folgen über die Absichten der Erschaffer/innen hinaus. In der Regel sorgt die Materialität des Dings dafür (bei einem Hammer der eiserne Kopf und der hölzerne Stiel), dass ein bestimmtes Problem (Nagel einschlagen) in der Welt gelöst wird. Aber die Materialität des Werkzeugs sorgt auch dafür, dass die Welt, in der der Hammerbenutzer lebt, sich nachhaltig ändert: Bäume müssen gefällt, Eisenerz muss abgebaut und Eisen erzeugt werden. Dafür müssen Handwerker ausgebildet, Maschinen erbaut und Verteilungswege geschaffen werden. All dies verändert die Welt.
- c. Aber das Werkzeug hat über die Absichten der Erschaffer hinaus auch noch deshalb unbeabsichtigte Wirkungen, weil jedes Werkzeug immer auch auf den Werkzeugbenutzer zurückwirkt und sowohl ihn als auch die Gesellschaft, in der er lebt, verändert: So verschafft der Hammer dem Hammerbenutzer nicht nur Schwielen an der Hand, eine andere Armmuskulatur und damit letztlich auch einen anderen Körper, einen anderen Körperbau, sondern durch die Hammerbenutzung wird der Hausbau billiger, damit für sehr viel mehr Menschen erwerbbar, was die Wohnsituation und damit die Art des Zusammenlebens der Menschen massiv verändert⁵⁸.

Insofern erwecken Dinge, weil sie weit mehr ‚sind‘ und sehr viel mehr Folgen haben als die Erschaffer/innen im Sinn hatten und weil sie den Menschen deshalb manchmal als etwas scheinbar Naturhaftes von außen entgegenzutreten scheinen,

58 Wie sehr die Materialität der geschaffenen Dinge auf den Menschen und dessen Leistungen zurück wirkt, kann man auch in vielen Sportarten beobachten: So ‚verwachsen‘ z. B. Tennisspieler oder auch Skifahrerinnen oft so sehr mit ihren Sportgerät, dass sie dessen Materialität als eigenständig und widerständig erfahren. Dennoch würde kein Sportler und keine Sportlerin ernsthaft sagen, der Schläger spielte Tennis oder der Ski fahre eigenständig.

manchmal den Anschein, als würden sie etwas von sich aus, manchmal auch autonom, tun (manchmal scheint ein Computer so ein Ding zu sein). Aber der Hammer, die Violine, das Auto, der Reifen, der Zaun und das Flugzeug bleiben immer nur Dinge, mit denen Menschen agieren. Insofern sind sie Werkzeuge von Akteuren, aber nicht selbst Akteure. Manche dieser Dinge sind dem Menschen äußerlich (Zaun), mit manchen ergänzt er seinen Körper (Brillen, Prothesen) und manche nimmt er nach innen (Herzschrittmacher). Aber auch dann, wenn der Mensch mit diesen Dingen verwächst und somit eine Einheit bildet, die nur in dieser Einheit so funktioniert oder nur so überleben kann, auch dann sind diese Dinge nicht autonom, sondern immer Werkzeuge von Menschen für Menschen. Nur die intentionalistische Sprache, oder besser unser intentionalistischer Sprachgebrauch, macht diese Dinge zu Akteuren.

Besonders sichtbar wird diese sprachlich verursachte Fehlinterpretation, wenn auch in der Fachliteratur davon gesprochen wird, Navigationssysteme würden uns führen, leiten, lenken oder sogar warnen (vgl. Laux 2011: 285ff.). Denn sicher ist, dass nicht das Navigationsgerät den/die Autofahrer/in führt, auch nicht die dort implementierte Software oder gar das Display, auf dem eine grafische Abbildung der Straßenführung zu sehen ist. Es sind die Vorgaben der menschlichen Erschaffer/innen von Navigationsgeräten, die als Anweisungen dem/der Autofahrer/in als Vorschläge aufscheinen, die der/die Autofahrer/in im Übrigen jederzeit missachten kann und oft auch tut. Niemand fährt in einen Fluss, nur weil das Navigationssystem das vorgibt.

Fazit: Diese kurze Auseinandersetzung mit dem Praxis- und dem Dingbegriff der Praxistheorie deutet aus meiner Sicht darauf hin, dass eine qualitative und interpretative Sozialforschung, die verstärkt die *Situation* und die in sie eingelassenen *Praktiken* und *Dinge* mit ihren eigenen Begriffen in ihre Analyse miteinbezieht, eine Praxistheorie nicht nötig hat. Zudem gewinnt man nichts durch die Praxistheorie, da diese weder den subjektiven noch den sozialen Sinn von Handlungen in den Blick nimmt. Praxistheorien übersehen den menschlichen Faktor, und wenn sie ihn sehen (z. B. bei der Steuerung von Flugzeugen, Autos, Maschinen und Programmen), dann gerne als den Faktor, der die Routinen und die Programme irritiert oder massiv stört (weshalb man ihn gerne eliminiert). Der Sozialforschung – unabhängig davon, ob sie sich als qualitativ oder interpretativ oder rekonstruktiv versteht, geht es jedoch gerade um den menschlichen Faktor, um das Handeln der Subjekte und die soziale Ordnung, in die das Handeln eingebettet ist und dieses erst verständlich macht. Das soll verstanden und erklärt werden – nicht die Formen und Verkettungen von Körperbewegungen. Viele praxistheoretische Ansätze nehmen zudem vor allem die reibungslos laufende Praxis in den Blick, also das Weiterlaufen eines eingespielten Handlungsprogrammes. Oder anders: sie fragen vornehmlich

danach, wie die einmal sozial erarbeitete (also nicht praktisch) soziale Ordnung weiterbesteht, nicht danach, wie diese Ordnung (von Menschen) geschaffen wurde bzw. immer wieder aufs Neue aufgerufen, verändert und angeeignet wird. Wandlungs- und Innovationsprozesse, und damit die Weiterentwicklung von Individuen und Gesellschaft bleiben aus der praxistheoretischen Perspektive im Dunklen⁵⁹.

2.7 Abschluss

Obwohl die Liste der offenen Fragen noch lange nicht abgearbeitet ist und vieles noch erörtert werden könnte, kann man m. E. guten Gewissens sagen: Qualitative Sozialforschung wird nur dann überleben können, wenn es ihr gelingt, mit guten Gründen die bereits vorhandene Grundlagentheorie, Methodologie und Methode weiter auszubuchstabieren. Sie wird dabei nicht daran vorbei kommen, sich eindringlicher als bisher mit den aktuellen methodologischen und theoretischen Diskussionen (Praxistheorie, Mixed Methods) auseinanderzusetzen – allerdings immer eingedenk der wissenssoziologischen Einsicht, dass alle Arten von Konzepten und Theorien ihrerseits Ergebnis gesellschaftlicher und kommunikativer Konstruktionsprozesse sind.

Letzteres, nämlich dass hinter Konzepten und Theorien gesellschaftliche und kommunikativ hergestellte Konstruktionen stehen, gilt auch und ausdrücklich für die Logik. Auch sie ist nicht vom Himmel gefallen, sondern von Menschen gemacht, um ihnen beim Denken und Handeln zu helfen. Insbesondere in den Naturwissenschaften, der Philosophie und der quantitativen Sozialforschung kommt der Logik eine prominente Rolle zu. Auch in der qualitativen und interpretativen Sozialforschung spielt die Logik eine besondere und eine besonders tragende Rolle. Allerdings muss auch hier unterschieden werden. Dies soll im nächsten Kapitel sichtbar gemacht und geleistet werden.

59 Vor dem Hintergrund der logischen Typen von Charles Sanders Peirce könnte man auch sagen, dass die praxistheoretischen Ansätze vornehmlich mit der qualitativen Induktion arbeiten und dabei die Abduktion übersehen (vgl. Reichertz 2013a; siehe hierzu auch das folgende Kapitel).



<http://www.springer.com/978-3-658-13461-7>

Qualitative und interpretative Sozialforschung

Eine Einladung

Reichert, J.

2016, XVI, 396 S. 2 Abb., Hardcover

ISBN: 978-3-658-13461-7